

Meine Verschickung nach Sibirien

Erinnerungen und Erlebnisse
eines Rigaschen Buchhändlers

Von
G. Jonck

2. Auflage



J. F. Lehmanns Verlag, München

1916

BY

Der Neue Dreibund

Ein politisches Arbeitsprogramm für das
gesamte deutsche Volk und seine Freunde.

von Franz Köhler.

13.—14. Auflage. Preis geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Das hochbedeutende Buch bietet ein großzügiges Zukunftsprogramm, das berufen ist, alle Parteien ohne Unterschied um seine Fahne zu sammeln.
„Das Buch hält, was es im Titel verspricht.“

Neu=Polen

von Professor M. Kranz.

Preis: geheftet M. 1.50

Diese Schrift, die zuerst als Handschrift ausgegeben wurde, hat größtes Aufsehen erregt. Die Vorschläge zielen auf Schaffung eines kleineren selbständigen Polens unter gleichzeitiger Umsiedelung breiter Massen Polen aus den preussischen Provinzen nach dem neuen Königreich und auf Rückziehung der deutschen Bauern in Polen nach dem Deutschen Reich. Auf friedlichem Wege kann auf diese Weise ein rein deutscher und ein rein polnischer Staat geschaffen werden und Reibungsflächen, die Jahrzehnte zu blutigen Kämpfen führten, werden ausgeschaltet.

Die Ostjudenfrage

Zionismus und Grenzschluß

von Georg Frith, Kgl. Geh. Regierungsrat.

Viertes bis sechstes Tausend. Preis: M. 1.—

Sechs Millionen Juden, die kulturell meist sehr tief stehen, sind in Rußland in Bewegung geraten! Der Verfasser weist auf die furchtbare Gefahr ihrer Masseneinwanderung hin, durch die auch das Verhältnis zwischen den Deutschen und den unter ihnen lebenden, kulturell hochstehenden Juden schwer gefährdet werden muß. Im beiderseitigen Interesse tritt er energisch für Schluß der Grenze gegen alle undeutsche Einwanderung aus dem Osten ein.

Der völkische Gedanke und die Verwirklichung des Zionismus

Betrachtung zur Versöhnung und zur Scheidung der Völker

von Dr. F. Siebert.

Preis 80 Pfennig

Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26.

Meine Verschickung nach Sibirien

Erinnerungen und Erlebnisse
eines Rigaschen Buchhändlers

Von
G. Jonck

2. Auflage



J. F. Lehmanns Verlag, München
1916

BY

Urheber und Verleger behalten sich alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vor.

Als in den Jahren 1905 und 1906 die Stürme der russischen Revolution über das Riesenreich hinwegbrausten und besonders in den Ostseeprovinzen das lettische und estnische Volk in den tiefsten Tiefen aufwühlten, da hat auch der deutsche Buchhandel schwere Lasten zu tragen gehabt.

Wiederholt hatten die Revolutionäre den Bahnverkehr wochenlang im ganzen Reiche vollständig zum Stillstand gebracht und die Postanstalten geschlossen.

Am empfindlichsten für den Buchhandel war die Stockung gerade in der Weihnachtszeit 1905. Vom 18. November 1905 etwa bis zum 23. Dezember desselben Jahres traf kein Brief, keine Geldsendung ein, und kein Postpaket, keine Bahnsendung konnte zur Abfertigung gebracht werden.

Die wöchentlichen Bücher sendungen aus Deutschland trafen zwar regelmäßig mit dem Dampfer über Stettin ein, denn glücklicherweise waren die Eisverhältnisse des Winters so überaus günstig, daß der Schiffsverkehr im Rigaschen Meerbusen und selbst bei Domesnees nicht einen Tag lang behindert war.

Viel Nutzen hatten wir davon freilich nicht, denn die Sorge um die Entwicklung der Dinge, die von der Regierungsgewalt fühlen Auges betrachtet wurde, lähmte die Kauflust unseres Publikums. Außerdem durften die Geschäfte wiederholt tagelang nicht geöffnet werden, der Mob erlaubte es nicht, er war Herr der Straße.

Erst als die Revolutionäre, die in Riga allein schon über 100 Polizisten erschossen oder schwer verwundet hatten, anfangen, die Kaiserbilder in den Gemeindegerechten als Zielscheibe für ihre Schießübungen zu benutzen, erst als das wahnsinnig gewordene Volk dem Militär Schlachten zu liefern begann, nach den Dra-

goner-Morden in Tuckum und Riga, machte die Regierung Ernst und schickte die bekannten Strafexpeditionen in die Ostseeprovinzen, die die Ruhe sehr bald wiederherstellten.

Solange es sich nur um die Ermordung von deutschen Gutsbesitzern und Pastoren gehandelt hatte, war die Regierung, wie von ihrer eigenen Ohnmacht überzeugt, ganz untätig geblieben.

Nach Niederwerfung der Revolution schien wirklich die Sonne der Freiheit über Rußland aufzugehen.

Der Glaubenszwang wurde zwar nicht ganz aufgehoben, es traten aber doch bemerkenswerte Erleichterungen ein.

Die periodische Presse konnte ohne Präventiv-Zensur ihre Meinung äußern, setzte sich aber freilich bei Auseinandersetzung mit der Regierung gar leicht den so beliebten „administrativen Strafen“ aus.

Für den Buchhandel war die wichtigste Folge der Revolution die Erlaubnis, daß in allen drei Provinzen wieder deutsche Schulen gegründet werden durften. Nicht ohne Berechtigung glaubte man diese Erlaubnis als Anerkennung für die regierungstreue Haltung der deutschen Bevölkerung in schwerer Zeit auffassen zu dürfen, darüber herrschte große Freude im ganzen Lande.

Mit Feuereifer nahm sich die deutsche Gesellschaft der Angelegenheit an. Es entstanden die Deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland, und diese gründeten mit Hilfe kapitalkräftiger Korporationen und opferwilliger Privatpersonen eine Reihe von Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) sowie eine Anzahl von Elementarschulen überall da, wo sich irgendein Bedürfnis dafür zeigte.

Wurden diesen Schulen auch nicht die Rechte der Kronsanstalten gewährt, so ließ sich doch ein Abschlußexamen an einer solchen nicht allzuschwer erreichen, denn die russische Sprache wurde auch in den neuen deutschen Schulen nicht vernachlässigt.

Die deutschen Eltern waren jedenfalls glücklich, ihre Kinder wieder deutschen Schulen anvertrauen zu können, wo sie sicher waren, daß derselbe Geist, der im Hause, in der Familie herrschte, zu finden war.

Während der Revolution hatte es sich nur zu sehr gezeigt, wes Geistes Kind die russische Schule ist. Gewalttame Schließungen der Geschäfte und der arbeitswilligen Schulen durch große Volkshäufen, die von russischen Studenten und Schülern, ja von Schülerinnen geführt wurden, waren an der Tagesordnung gewesen. Häufig war man ganzen Schulen begegnet, die, von ihren russischen Lehrern geführt, unter Absingung revolutionärer Lieder hinter der roten Fahne hermarschierten. Meines Wissens hat sich kein deutsch-baltischer Lehrer an diesen Umzügen beteiligt.

Wie schon gesagt, die Wiedergestattung deutscher Schulen hatte einen bedeutenden Einfluß auch auf den Buchhandel, Verlag und Sortiment. War während der Revolution die Umsatziffer in den einzelnen Buchhandlungen bedeutend gesunken, so begann gleich nachher ein anfangs langsames, dann aber kräftiges Steigen des Umsatzes in allen mir bekannten Geschäften. Diese Zeit des Aufstieges, der glänzenden Entwicklung dauerte bis zum Ausbruche des jetzigen Krieges, denn die Kriege der Balkanvölker, zuerst gegen die Türkei, nachher gegeneinander, hatten auf unsere Tätigkeit keinen Einfluß gehabt.

Kriegswolken hatte es ja schon öfter gegeben, immer waren sie durch kluges und maßvolles Verhalten der deutschen Regierung zerstreut worden, so daß man den Ausbruch des Krieges kaum noch in Betracht zog. Der Weltkrieg würde ja wohl einmal kommen, aber jedenfalls nicht so bald. Wer weiß, ob man ihn noch erleben würde.

Anfang Juni 1914 fuhr ich zur Kur nach Kissingen, Frau und Töchter begleiteten mich. Wie ein Blitz schlug in das heitere BADELEBEN die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares in Sarajewo durch serbische Mordbuben, denen die Bomben von offizieller serbischer Seite geliefert worden waren.

Daß Österreich diesen heimtückischen Anfall nicht ungerächt hinnehmen konnte, war klar. Niemand aber hätte es für möglich gehalten, daß dieses furchtbare Ereignis Anlaß werden könnte, den lange gefürchteten Weltbrand zu entfachen. Wie! Rußlands

Kaiser sollte es über sich gewinnen, Königsmörder zu beschützen?! Das war undenkbar!

Nach beendigter Kur verlebten wir noch acht herrliche Tage am Rhein. Alles war so friedlich. Kein Mensch dachte an Krieg. Am Sonnabend den 25. Juli verließen wir Deutschland und fuhren von Stettin aus auf dem hübsch eingerichteten Touren-Dampfer „Regina“ nach Riga. Um 5 Uhr nachmittags lichtete das Schiff die Anker, und um 6 Uhr sollte die Antwort Serbiens auf Osterreichs Ultimatum erfolgen.

Wohl wurden auf dem Schiffe schon Besorgnisse laut, aber das war doch eine Angelegenheit, die nur diese beiden Länder anging, das konnte doch unter keinen Umständen Krieg zwischen Deutschland und Rußland bedeuten. Wir fuhren deshalb sehr ruhig ab.

Unter den Passagieren befand sich auch der Oberlehrer W., Sohn des Kollegen W. aus Rostock, mit seiner jungen Frau. Der Herr Oberlehrer war am Reichsdeutschen Real-Progymnasium in Riga angestellt und hatte noch 4 Wochen Ferien vor sich, aber das junge Ehepaar wollte das Rigasche Strandleben kennen lernen, und Riga ist ja im Sommer so schön.

Am Sonntag morgen teilte mir der Kapitän mit, daß er eben drahtlos die Nachricht erhalten hätte, Serbien habe ablehnend geantwortet. Gegen Mittag kam ein zweites Telegramm: Kaiser Wilhelm auf einem Depeschenboote nach Deutschland zurückgekehrt! Jetzt schien es allerdings ernst zu werden.

Montag früh um 10 Uhr wurden wir auf der Reede von Riga durch einen bewaffneten Zollkutter angehalten und mußten stundenlang ruhig liegen bleiben, weil die Einfahrt zur Düna bereits mit Minen gesperrt war. Man beachte wohl, das war am 27. Juli! Endlich kam ein kleines Kriegsfahrzeug und schleppte uns durch die Minensperre.

So wie uns erging es noch einigen andern großen Dampfern und einer Anzahl von Küsten-Fahrzeugen. Die Verzollung in Riga wurde dann genau ebenso höflich und liebenswürdig er-

ledigt wie sonst, aber der Apparat für drahtlose Telegraphie auf dem Schiffe wurde sofort versiegelt.

Am 28. Juli erhielt bereits der größte Teil der russischen Reserve-Offiziere Einberufungs-Ordres zugestellt. Trotzdem wollte mein gesunder Optimismus noch immer nicht an eine Katastrophe glauben.

Kein deutsches Schiff durfte mehr den Hafen verlassen. Tausende deutscher Militärpflichtiger versuchten mit der Bahn nach Deutschland abzureisen — vergebenes Bemühen! — man verabsolgte ihnen keine Fahrkarten. Hunderte begaben sich auf dänische und schwedische Schiffe, die seeklar bereit lagen, umsonst! — in Dünamünde mußten sie alle die Schiffe verlassen. Knirschend vor Wut, mit Tränen in den Augen kamen sie wieder nach Riga zurück.

Die Kunde, daß Deutschland an Rußland den Krieg erklärt habe, erhielten wir Sonntag früh. Alle deutschen und österreichischen Schiffe wurden sofort als gute Prise erklärt, obgleich der größte Teil längst hatte abfahren wollen. Man hat sie unter den wichtigsten Vorwänden an der Abreise gehindert.

Aus dem schönen Dampfer Regina wurde ein russisches Hospitalschiff.

Die ersten Tage nach der Kriegserklärung verliefen ruhig, obgleich man so etwas wie Revolution gefürchtet hatte. Die Militärgewalt griff mit harter Hand ein und ließ vier Personen, die man bei einem Putsch- und Plünderungsversuch ergriffen hatte, kurzerhand hängen. Das beruhigte!

Am 6. und 7. August erhielten alle reichsdeutschen Männer über 17 Jahre den Befehl, nach den Trans-Wolga-Gouvernements abzureisen. Acht verschiedene Gouvernements wurden den Abreisenden zur Verfügung gestellt. Ältere und kränkliche Personen sollten auf ein Gesuch hin unter Umständen vom Gouverneur die Erlaubnis erhalten, in Riga zu bleiben. Ein solches Gesuch reichte ich auch ein.

Im Geschäft ging es in diesen Tagen sehr lebhaft zu, obgleich höchstens etwas Reiselektüre gekauft wurde; hatten doch viele

Landsleute das Bedürfnis, ihren Hoffnungen und Befürchtungen mir gegenüber Ausdruck zu geben.

Gott sei Dank! Die Siegeszuversicht war allgemein.

Fünf Herren meines Personals, darunter mein Bevollmächtigter, mußten sofort abreisen, einigen anderen wurde noch ein Aufschub gewährt. Einer von diesen, ein Herr von ca. 50 Jahren, durfte im November mit seiner Familie ins Ausland abreisen und hat bald in der Amelang'schen Buchhandlung in Charlottenburg einen günstigen Posten antreten können.

Der am 27. Juli eingetroffene Dampfer „Regina“, mit dem auch ich in Riga angekommen war, hatte die letzten deutschen Büchersendungen für die Buchhandlungen in Riga, Dorpat, Mitau und Libau gebracht, das Geschäft wurde also sofort lahmgelegt. Es dauerte auch nicht lange, so mußten sich die Buchhandlungen entschließen, alle deutschen Bücher aus den Schaufenstern und Auslagen zu entfernen, denn die Gefahr eines Vorgehens des Proletariats nach Petersburger Muster lag nahe. Das Heßen in den örtlichen lettischen und russischen Zeitungen fing schon an recht merkbar zu werden.

Am 15. August erhielt ich vom Gouverneur die Erlaubnis, in Riga zu bleiben, gleichzeitig aber von der Gendarmerie den Befehl, sofort in ihrem Bureau zu erscheinen.

Dort wurde mir eine von mir ausgestellte Mitgliedskarte des Deutschen Flottenvereins vorgelegt und ich gefragt, was dieser Verein bedeute und bezwecke. Selbstverständlich beantwortete ich diese Frage ganz wahrheitsgemäß, daß der Verein keine politischen Ziele verfolge, sondern die Liebe des deutschen Volkes zum Seewesen erwecken und stärken solle. Meines Wissens seien in Riga nur Reichsdeutsche Mitglieder des Vereins. Sein Organ „Die Flotte“ habe ich regelmäßig unter Kreuzband durch die Zensur erhalten, ebenso die Mitgliedskarten, so daß die Regierung über den Verein und seine Ausbreitung in Riga vollständig unterrichtet sein mußte.

Nach Erledigung des Protokolls, das bei der Gerichtssitzung im Februar d. J. in vollständig veränderter Fassung zur Verle-

sung gelangt sein soll, wurde mir gesagt, ich solle sofort ins Geschäft fahren, dort seien meine Schlüssel nötig.

Im Geschäft fand ich Gendarmerie und Polizei schon in Tätigkeit. Die offenstehenden Pulte des Personals waren schon durchsucht. Rechts und links von meinem Pult standen Gendarmen, die Türen waren besetzt, aber dem Publikum der Zugang gestattet, so daß besonders Kriegskarten flott verkauft werden konnten. Nachdem ich alle Fächer meines Pultes geöffnet hatte, zog ich mich ins Nebenzimmer zurück und überließ die weiteren Verhandlungen meinem Angestellten, der mich schon ins Bureau der Gendarmerie begleitet hatte.

Alles Schriftliche aus meinem Pulte und aus dem Geldschrank wurde beschlagnahmt. Um 5 Uhr nachmittags war die Untersuchung beendet, und die Beamten entfernten sich.

Zur selben Zeit fand, wie im Geschäft, auch eine Haus-suchung in meiner Privatwohnung statt. Hier wurden alle Privatbriefe, 2 Revolver, die noch aus der Revolutionszeit stammten, und die Photographie-Albums beschlagnahmt; zur Fortschaffung mußte meine Frau einen ziemlich großen Koffer hergeben, dessen Fassungskraft kaum groß genug war, um alles Beschlagnahmte aufzunehmen.

Im Laufe dieser aufregenden Stunden gab es übrigens auch heitere Momente. Unsere Reisesgenossin von der Dampferfahrt her, Frau W., die nach der Zwangsausweisung ihres Mannes zu uns gezogen war, hatte u. a. einen Koffer mitgebracht, in dem sie außer einigen Kleidungsstücken ihres Mannes auch einige Blechbüchsen verwahrte. Erregten schon die Männerkleider in einem Damenkoffer Verdacht (Spionage in Verkleidung), so wurde den Beamten die Sache ganz bedenklich beim Anblick der Blechbüchsen. Das konnten doch nur Bomben sein! Mit bleichen Gesichtern und äußerster Vorsicht machte man sich an die Untersuchung der gefährlichen Dinger. Plötzlich ein befreiendes herzliches Gelächter — die gefürchteten Bomben enthielten Pfefferfuchen aus Rostock.

Während der ganzen Zeit wurden meine Damen im Saal

unter Bewachung zurückgehalten, nur meine jüngste Tochter durfte die Beamten bei ihrem Rundgang durch die Wohnung begleiten, Auskünfte geben und Schränke und Kommoden öffnen.

Um 1/26 Uhr verabschiedeten sich die Beamten, ich war inzwischen nach Hause gekommen, und wir konnten uns zu Tisch setzen. Daß die Speisen fast unberührt wieder abgetragen wurden, wird man begreiflich finden.

Jetzt ließ man mich fast drei Wochen in Ruhe. Am 3. September wurde ich abermals zur Gendarmerie bestellt, man hatte inzwischen meine Brieffschaften gesichtet und besonders diejenigen, die den Flottenverein betrafen, herausgesucht. Zu jedem Schriftstück mußte ich meine Erläuterungen geben. Am bedrohlichsten für mich schien dem Gendarmerie-Oberst, der das Verhör vornahm, das beschlagnahmte Ehrenwart-Diplom nebst dem Jeton, das mir einige Jahre vorher verliehen worden war. Ein solches Diplom könne ich doch nur für eine ganz besondere Tätigkeit im Interesse des Vereins bekommen haben. Ich erklärte ihm, daß ich nur die Mitgliedsbeiträge für Riga entgegengenommen und sie gesammelt der Geschäftsstelle in Berlin übersandt habe, außerdem hätte ich unter die Mitglieder das Vereinsorgan „Die Flotte“ verteilt, jede Nummer sei direkt durch die Post unter offenem Kreuzband gekommen, und die Zensur habe gegen den Bezug und Vertrieb keinerlei Einwendungen gemacht. Die ganze Angelegenheit sei von mir durchaus offen und ohne Heimlichkeit gehandhabt worden, denn ein Unrecht gegen den russischen Staat hätte ich darin nicht sehen können, um so weniger, als ich an einen Krieg zwischen Deutschland und Rußland nie geglaubt hätte. Hierauf legte ich dem Herrn noch die mir vom Kaiser von Rußland verliehene Rote-Kreuz-Medaille aus dem Russisch-Japanischen Kriege mit dem Diplom vor und wies darauf hin, daß hieraus doch mindestens meine Sympathien für Rußland klar hervorgingen.

Der Oberst meinte jetzt, es sei wohl möglich, daß dieser letztere Umstand günstig auf meine Angelegenheit einwirken könne, und ich möchte in meinem Gesuch, daß ich an den Gendarmerie-General um Rückgabe der beschlagnahmten Briefe usw. richten

solle, besonders darauf hinweisen. Damit wurde ich wieder entlassen.

Am Dienstag, den 8. September wurde mir mitgeteilt, ich möge meine Sachen abholen. Als ich sie erhalten hatte, atmete ich auf, denn ich hielt die ganze Angelegenheit nunmehr für erledigt, auch Rechtsanwälte und andere Juristen waren derselben Ansicht.

Auch heute noch bin ich der festen Überzeugung, daß ein ordentliches Gericht mich damals bestimmt nicht verurteilt hätte. Die Gendarmerie ist aber eine Einrichtung, die sich um juristische Begriffe nicht zu kümmern braucht, daher ist sie in Rußland so überaus gefürchtet und verhaßt. Sie steht sogar über den Gouverneuren, die nur ihre Anordnungen auszuführen haben. In meinem Falle war, wie ich später erfuhr, vom Ministerium in Petersburg der Befehl ergangen, mit aller Schärfe gegen mich vorzugehen.

Zwei Tage darauf wurde ich vormittags um 11 Uhr im Geschäft verhaftet. Gern hätte ich noch einige geschäftliche Anordnungen getroffen, die Erlaubnis dazu wurde mir verweigert. Auf der Fahrt zur Revierpolizei teilte mir der Beamte mit, daß ich zur Verschiebung nach Tobolsk verurteilt sei. Man stelle sich mein Entsetzen vor.

Auf der Polizei war man so menschlich, mir zu gestatten, meine Familie telephonisch herbeizurufen, damit ich mich doch von meinen Lieben verabschieden konnte. Meine Frau und Töchter waren, Gott sei Dank, tapfer und gefaßt und wollten alles tun, um mir die Etappe zu ersparen und die Reise auf eigene Kosten zu ermöglichen. Sie durften mich sogar ins Polizeigefängnis begleiten, das in der Vorstadt jenseits der Düna gelegen ist. Auf dem Wege dorthin mußten wir die innere Stadt passieren; geschlossene Droschken gibt es in Riga nicht, wir waren also allen neugierigen Blicken preisgegeben.

Im Gefängnis wurden mir zuerst alle Wertsachen, Brieftasche, Portemonnaie, Uhr, selbst der Trauring abgenommen, aber meiner Frau übergeben.

Der Inspektor des Gefängnisses erschien, und, o Schicksal!, es war ein früherer Diener aus meinem Geschäft, der Polizist geworden war und eine für seine Verhältnisse glänzende Karriere gemacht hatte. Er benahm sich sehr anständig, stellte mir seine beste Zelle und einen neuen Strohsack zur Verfügung und erlaubte meiner Familie, mich täglich zu besuchen und mir das Essen zu bringen, auch mich mit Betten zu versehen.

Die Bemühungen meiner Angehörigen, mein Schicksal zu bessern, waren erfolglos. Der amerikanische Konsul gab sich redliche Mühe, der General-Superintendent von Livland und mein Pastor verbürgten sich in einer Eingabe an den Gouverneur für meine rechtzeitige Ankunft in Tobolsk, wenn mir gestattet würde, auf eigene Kosten zu reisen. Alles vergebens!

Die Grausamkeit der Gendarmerie tritt besonders hervor, wenn man sich vorstellt, daß ich ein kranker Mann bin, dem ein schweres, schmerzendes Hüftleiden nur gestattet, sich mühsam an zwei Stöcken fortzubewegen, und der von Rheumatismus und Ischias gequält wird. Das wußte die Gendarmerie, denn ich war ja wiederholt bei ihr in diesem Zustand erschienen.

Die Spitzen der Gendarmerie erklärten meiner Frau, daß es ihnen ganz egal sei, wie ich nach Tobolsk käme, darüber habe der Gouverneur zu entscheiden; dieser dagegen sagte, er könne dabei nichts tun, die Gendarmerie habe es so bestimmt; eine Erleichterung im angestrebten Sinne könne höchstens vom Minister in Petersburg selbst angeordnet werden.

Das war am Sonnabend, den 19. September. Eine Stunde darauf erfuhr meine Frau vom amerikanischen Konsul, daß ich schon am nächsten Tage frühzeitig mit der Etappe verschickt werden würde.

Der Gefängnisarzt hatte sein Gutachten dahin abgegeben, daß ich eine Beförderung durch Etappe nicht vertragen würde, und vorgeschlagen, mich ins Lazarett des Zentral-Gefängnisses zu bringen. Auch das wurde verweigert und ich am 17. September ins Gouvernements-Gefängnis übergeführt. Jetzt gab es keine eigene Verpflegung, keine Besuche der Meinigen mehr.

Nach abermaliger Leibesuntersuchung kam ich in eine enge Zelle, die schon drei Mann beherbergte, in der ich als vierter den Raum unbillig beengte. Am Abend wurden vier schmale, schmutzige Strohsäcke hereingebracht, auf denen wir, wie die Heringe aneinandergepreßt, die Nacht zubringen mußten.

Dort lernte ich meinen Leidensgenossen und späteren Reisegefährten, Herrn von S., einen kurländischen Edelmann, kennen, der sich meiner von der ersten Stunde an in aufopferndster Weise annahm.

Den Bemühungen des Gefängnisarztes hatte ich es zu danken, daß ich am nächsten Tage, Freitag, in das sogenannte Krankenzimmer übergeführt wurde, dort sollte ich vom Sonnabend ab Krankenkost, d. h. Weißbrot und Milch, erhalten, doch dazu kam es nicht mehr.

Als am Sonnabend früh das Brot ausgeteilt wurde, erhielt ich wieder meine Portion Grobbrot und Teewasser, aber keine Milch. Auf meine Beschwerde erwiderte der Wärter, das habe ja keinen Zweck mehr, weil ich doch morgen mit der Etappe fortgeschickt würde.

Am Abend besuchte mich der Gefängnispastor, schenkte mir ein Neues Testament für die Reise und bedauerte, daß es ihm nicht gelungen sei, für mich die Erlaubnis zur Mitnahme von etwas Geld zu erwirken. Er versprach mir, sofort zu meiner Frau zu fahren und ihr zu sagen, daß sie mir das Nötigste zur Reise ins Gefängnis bringen möge, als Strümpfe, Wäsche, Tee, Zucker, Butter, eine Dauerwurst und das Wichtigste, Teekessel und Trinkbecher nicht zu vergessen.

Wenige Tage darauf wurde auch dieser Pastor ins Innere des Reiches verbannt, allerdings durfte er auf eigene Kosten fahren.

Diese letzten drei Tage in Riga verbrachte ich wie im Traum. Das gräßliche Erleben wirkte betäubend auf mich; daher beachtete ich es nicht, daß mich meine Genossen im Krankenzimmer, abgeseimte Verbrecher, gründlich bestahlen. Zahnbürsten, Seife,

Hauschuhe usw. verschwanden mir unter den Händen — mir war alles ganz gleichgültig.

Am Sonntag, den 20. September, wurde ich um 1/25 Uhr früh geweckt, meine Sachen wurden zusammengepackt und auf den Gefängnishof gebracht; ich mußte auch dorthin. Auf dem Hofe waren etwa 50 Gefangene versammelt, die unter Aufsicht eines Offiziers von etwa 30 Konvoi-Soldaten einer gründlichen Leibesuntersuchung unterzogen wurden; die Stiefel zog man ihnen aus, befühlte und quetschte die Kleider nach allen Richtungen, um etwa eingenähtes Geld zu finden. Ein junger Mensch, dem Anscheine nach ein Schwachsinniger, wurde sogar ganz nackt ausgezogen und unter Prügeln und Geschrei auf dem Hofe herumgejagt, zur großen Freude der Soldaten. Mich ließ man ganz in Ruhe, und weder meine Sachen noch ich selbst wurden untersucht.

Nach acht Uhr wurden den Schwerverbrechern die Fesseln angelegt, die übrigen Gefangenen aber zu zweien mit den Händen aneinandergekettet; nur wenige blieben davon verschont.

Meine Frau hatte mir in der Tat die vom Pastor bezeichneten Sachen und Lebensmittel früh um 1/28 Uhr ins Gefängnis gebracht; man wollte sie zwar zurückweisen, da es schon zu spät wäre, aber ihrem energischen Auftreten hatte ich es zu danken, daß ich doch alles bekam.

Auf der Straße, vor der Gefängnistür, ordnete sich der Zug: voran die fettenklirrenden Verbrecher, dann die administrativ Verschiedten. Für das Gepäck der Gefangenen stand ein federloser Lastwagen bereit, der auch bestimmt war, mich zu befördern. Meine Frau war da, sie hatte eine Droschke für mich besorgt und bat, daß man mir doch die Fahrt in der Droschke gestatten möge — vergebens. Ich wurde auf den Lastwagen gehoben, und halb liegend, halb sitzend, zwischen und auf den Gepäckstücken, mußte ich unter gräßlichen Schmerzen am Sonntag früh um 9 Uhr durch die zum Glück nur wenig belebte Stadt zum Bahnhof fahren.

Hundertmal waren mir früher ähnliche Züge begegnet, mit scheuer Neugier und schauerndem Mitleid hatte ich sie an mir

vorüberziehen lassen — jetzt war ich selber einer dieser „Unglücklichen“, wie sie der Russe so bezeichnend nennt.

Auf dem Bahnsteig sah ich meine Familie. Frau W. und einige gute Freunde hatten es sich trotz der augenscheinlichen Gefahr, die sie dabei liefen, nicht nehmen lassen, mir noch einige Trost- und Abschiedsworte zuzurufen.

Wir Verschickten wurden alle in einem vergitterten Gefangenewagen untergebracht, der noch neu und verhältnismäßig sauber war. Noch einen Abschiedswink und wir fuhren ab.

Als wir einigermaßen untergebracht waren, begrüßte mich Herr von S., der glücklicherweise, d. h. für mich glücklich, mit demselben Transport befördert wurde, er sorgte auch sofort dafür, daß ich einen besseren Platz am Fenster bekam. Ferner begrüßten mich einige Letten, Herausgeber, Drucker und Expedient einer lettischen Arbeiterzeitung, die stets unter Zensur, zuletzt noch unter Kriegszensur erschienen war. Eines Abends kam die Gendarmerie, schloß die Buchdruckerei und verhaftete alle dort Anwesenden. Ohne Gerichtsverfahren, ohne Urteil gingen sie jetzt denselben Weg wie ich.

In Dünaburg hielt der Zug längere Zeit. Zufällig warf ich einen Blick aus dem Fenster, da sah ich meine älteste Tochter langsam vorbeigehen, ohne scheinbar auf den Wagen, in dem ich mich befand, zu achten. Mir krampfte sich das Herz zusammen. In was für Gefahren, deren Größe gar nicht zu ermessen war, begab sich das Mädchen! Gleich darauf bemerkte ich auch einen älteren vertrauten Diener aus dem Geschäft, der sie jedenfalls begleitete, so war sie doch nicht ganz schutzlos. In mein Herz zog ein freudiges Dankgefühl, meine Angehörigen wollten mich doch nicht allein lassen.

Mein Reisegenosse, Herr v. S., war sehr unternehmungslustig und schreibselig, er beging die Unvorsichtigkeit, meiner Tochter durch einen Konvoi-Soldaten, den er dazu willig machte, einen Zettel zu schicken, in dem er um einige Lebensmittel, die uns fehlten, bat. Der Soldat brachte auch in der That das Gewünschte, und Herr v. S. schrieb einen neuen Dankzettel. Von dieser

Minute an habe ich meine Tochter und den Diener nicht mehr gesehen. Meine Tochter, die der Verhaftung in Smolensk nur wie durch ein Wunder entgangen war, habe ich erst bei meiner Rückkehr nach dem Vaterlande, als sie uns in Berlin vom Bahnhof abholte, in Schwestertracht wiedergesehen.

Die Nacht im Waggon war entsetzlich, zum Unglück bekam ich auch einen Asthma-Anfall, den ich aber durch das Rauchen einer Asthma-Zigarette, die ich auf Veranlassung meines Hausarztes hatte mitnehmen dürfen, sehr bald unterdrücken konnte.

Man stelle sich einen überfüllten Wagen vor, in dem Soldaten und Gefangene ohne Unterlaß den entsetzlich riechenden, billigsten russischen Tabak, „Machorka“ genannt, qualmten und in dem es keine Lüftungsmöglichkeit gab, dann wird man die Situation ungefähr begreifen. Der Abort war in einem unglaublichen Zustande, an seine Benutzung war überhaupt nicht zu denken. Man war froh, als der Morgen heraufdämmerte, aber erst gegen Abend kamen wir in Smolensk an.

Hier ging es wieder ins Gefängnis, das war zum Glück nicht weit, und die Fahrt auf dem Lastwagen deshalb nicht so anstrengend. Im Gefängnis wieder eine Leibesuntersuchung, dann wurden wir alle in einen ziemlich großen Raum gebracht, der vollständig kahl war, an den Wänden entlang aber recht hoch angebrachte Pritschen enthielt, auf denen wir uns, ohne die Wohltat eines Strohsacks, ausstrecken durften. Das einzige Mobiliar aller Gefängnisräume besteht in zwei Kübeln, die, mit einem leichten Deckel versehen, dazu bestimmt sind, den Gefangenen zur Verrichtung ihrer Notdurft zu dienen, und mit ihrem Gestank dazu beitragen, den Aufenthalt in diesen Räumen zu einer wahren Hölle zu machen; in einer Ecke hängt außerdem ein Heiligenbild. — Der reine Hohn!

Am Abend wurde eine in der Mitte der Zelle hängende Petroleumlampe angezündet, denn dunkel darf es nicht sein, damit die Gefangenen durch das Loch in der Thür auch ordnungsmäßig beobachtet werden können. An diesem Abend sah ich zum ersten Male, daß die alten, erfahrenen Sträflinge in den Falten ihrer

Gewänder und Hemden der niedrigsten Jagd oblagen, anscheinend nicht mit besonderem Erfolge. Wie bald mußte ich mich auch auf diesem Gebiete betätigen! Leider hatte man mir in Riga meinen Kneifer fortgenommen und in Smolensk auf meine Beschwerde eine alte Brille gegeben, die aber meinen Augen nur sehr mangelhaft entsprach. Ich wäre deshalb ohne die Hilfe und das tatkräftige Eingreifen meines Schutzengels, des Herrn v. S., vollständig verlaßt an meinem Bestimmungsorte angekommen.

In Smolensk blieben wir den ganzen Tag bis etwas nach Mitternacht. Die Gefängnisloft konnte ich entbehren, weil ich noch Lebensmittel genug bei mir hatte, auch die meisten andern waren noch damit versehen. Um 1 Uhr nachts etwa wurden wir geweckt und mußten auf dem Hofe Aufstellung nehmen. Wieder wurden wir untersucht. Der Transport war zahlreicher geworden, obgleich eine Anzahl von den aus Riga eingetroffenen Schicksalsgenossen zurückblieben, um auf andern Straßen weitergeschickt zu werden.

Ein Handlungsreisender aus Warschau, Vertreter einer optischen Fabrik, auch ein Reichsdeutscher, der anscheinend eben erst in Smolensk verhaftet worden war, hatte seine Muster in einem Kofferchen; das gereichte seinen Sachen zum Unheil. Koffer und Kisten sind dem Verschiedten verboten, sein Gepäck darf er nur in einem Sack mitnehmen. Dementsprechend wurde sein Koffer weggeworfen, die leichteren Gegenstände, wie Brillen, Kneifer usw., zerbrochen und die schweren, Operngläser und optische Instrumente, einfach auf das Pflaster geworfen. Was ganz geblieben ist, haben wohl später die Wächter eingeheimst.

Den Weg zum Bahnhof mußte ich diesmal zu Fuß zurücklegen, es war etwa 1/26 Uhr morgens geworden, also schon ziemlich hell. Zwei Soldaten mit gezogenem Säbel nahmen mich in die Mitte, Herr v. S. stützte mich, und so kam ich ganz gut beim Zuge an. Der Konvoi war nicht gewechselt worden, ich sah also den Soldaten wieder, der mit meiner Tochter gesprochen hatte. Auf meine Frage, ob er mir nicht sagen könne, wo sie geblieben sei, erwiderte er ganz dreist, sie sei nach Moskau vorausgefahren.

Das klang ja nicht unwahrscheinlich, und ich beruhigte mich denn auch.

Der Wagen, in den ich jetzt kam, war schmutzig und hatte Ähnlichkeit mit einem Käfig für wilde Tiere. Durch ein eisernes Gitterwerk, das bis zur Decke reichte, war der Wagen der Längsrichtung nach in zwei ungleiche Hälften geteilt. In der breiteren hatten wir Gefangenen unsere Plätze, in der schmäleren, in der auch die Ausgangstüren waren, vertrieben sich die Soldaten die Zeit mit Rauchen und Schwätzen. In unserem Teile gab es nur ganz kleine Fenster von etwa Quadratfußgröße, die außerdem vergittert und ganz hoch oben angebracht waren, so daß man nicht hinaussehen konnte. Diese Wagen hießen bei den politischen Gefangenen „Stolypin-Waggons“.

Um 10 Uhr etwa ging der Zug ab, im elendesten Schnecken-tempo fuhren wir bis Moskau, wo wir am andern Morgen anlangten.

Wieder ging es ins Gefängnis, diesmal durch sehr belebte Straßen auf dem unvermeidlichen federlosen Lastwagen. Der Raum, in dem wir untersucht wurden, war furchtbar schmutzig, aber die Beamten benahmen sich, wenigstens mir gegenüber, recht manierlich. Herr v. S. machte als Edelmann seine Ansprüche auf ein besonderes Zimmer geltend, das wurde ihm gewährt, und ihm sogar gestattet mich mitzunehmen.

Das Zimmer war sauber, die Waschgelegenheit im Zimmer selbst zweckentsprechend und ausreichend, so daß wir uns gründlich waschen konnten. Das erste Mal seit fast fünf Tagen. Sogar zwei Lagerstätten waren vorhanden, und es war eine Wohltat, die gemarterten Glieder wieder einmal ausstrecken zu können, wenn das Bett auch nur aus einem Stück Segeltuch, das über vier eisernen Trägern lose in einen eisernen Rahmen gespannt war, bestand. Auch das Essen, das wir bekamen, war genießbar, ganz gut schmeckte sogar die trockene Buchweizen-Grütze, Kascha genannt, die wir mit etwas Butter noch verbesserten. Mit Kascha und Kohlsuppe werden übrigens auch die russischen Soldaten in der Hauptsache ernährt.

Am andern Mittag ging es nach abermaliger Untersuchung wieder weiter. Stundenlanges Warten im Untersuchungsraum und dann wieder stundenlanges Warten auf dem Bahnsteig an abgelegener Stelle. Es wurde Abend, als unser Zug endlich abging. Der Wagen umschloß diesmal eine sehr bunte Gesellschaft. Strolche, die nach dem Ort ihrer Hingehörigkeit gebracht wurden, verkommene Frauenzimmer, schwere Verbrecher, politische Gefangene, alles durcheinander. Eine so ekelhafte Gesellschaft hatte ich noch nie beisammen gesehen. Die Nacht war wiederum ganz abscheulich, die Ausdünstung so vieler unsauberer Menschen, der Tabaksqualm, das Kreischen der Weiber, wenn die Soldaten mit ihnen auf ihre Art scherzten; es war der reine Hergensabbat. Endlich wich die Nacht, doch wurde es später Nachmittag, als wir in Tula ankamen. Hier ist das Gefängnis sehr weit vom Bahnhof entfernt. Der Weg dahin führte durch die ganze Stadt und dehnte sich schier endlos auf hartgefrorenem ausgefahrenem Lehmboden, neben trostlos leeren Feldern dahin. Im Gefängnis wollte man mich nach der unumgänglichen Untersuchung in einen schon überfüllten großen Raum stecken, an dessen Tür ich vor dem grausigen Gestank, der uns entgegen schlug, entsetzt zurückprallte. In dem Saale wimmelte es von Zigeunern, Chinesen und anderem Gesindel; mein Protest hätte aber vermutlich nichts genützt, wenn nicht Herr v. S., der für sich wieder ein eigenes Zimmer erwirkt hatte, erklärt hätte, er würde auch in den gemeinsamen Raum gehen, wenn man mir nicht gestattete, bei ihm zu bleiben, dann würde er sich aber, wo gehörig, beschweren. Das half merkwürdigerweise!

Wir beide wurden nun in ein anderes Gebäude gebracht und erhielten ein großes, hohes zweifenstriges Zimmer, das natürlich nichts enthielt, als die beiden unvermeidlichen Kübel. Da sie leer waren, und wir es vermieden, sie zu benutzen, so war die Luft erträglich.

In allen Gefängnissen trägt man eine große Frömmigkeit zur Schau. Am Morgen um 1/26 Uhr und am Abend um 6 Uhr, während der Revision der Zellen und Zählung der Eingesperrten

durch die Inspektion, zieht der Gefangenen=Sängerchor durch die Korridore und Höfe sämtlicher Gebäude und singt eine Litanei. Ich habe schöne Stimmen darunter gehört, aber auch schauerliche. Mir erschien dies aufdringliche Frommtun immer als Blasphemie.

In Tula blieben wir eine ganze Woche. In den ersten vier Tagen waren wir allein, und jetzt fing ich an, mich um meine Tochter zu sorgen. Es war gar nicht anders möglich, es mußte ihr etwas zugestoßen sein. In meinen Gedanken sah ich sie verhaftet und als der Spionage verdächtig alle Schrecken des Gefängnisses durchleben. Wenn ich an die verruchten Weiber dachte, die ich schon unterwegs gesehen hatte, und mir vorstellte, daß mein Kind in ihrer Gesellschaft Tage und Nächte zubringen könnte, so packte mich die Verzweiflung. Niemals in meinem Leben habe ich inbrünstiger zu Gott gefleht, er möge das Gräßliche nicht zulassen. Dann wurde ich wieder ruhiger und sagte mir: sie ist tapfer und unerschrocken, hat auch ein gutes Gewissen, sie wird einer Gefahr auszuweichen wissen. Damals war der Haß gegen alles Deutsche noch nicht so sehr ins Volk gedrungen, deshalb fürchtete ich nicht, daß man sie, die auf den ersten Blick als Deutsche zu erkennen ist, etwa wegen ihrer Nationalität belästigen würde. Immer aber kam doch die Angst wieder, daß ihr Verschwinden Schreckliches bedeuten müsse. Diese Angst raubte mir den Schlaf und brachte mich der Verzweiflung nahe. Und wieder war es Herr v. S., der meine Ängste zu zerstreuen suchte, der mir auch vom Gefängnisarzt ein Schlafmittel besorgte, so daß ich diese schrecklichen Tage überstand.

In der Nacht zum Donnerstag wurde ein kleiner Junge, ich schätzte ihn auf zwölf Jahre, er war aber schon 16jährig, zu uns in die Zelle gebracht. Es war ein Kosakenknabe aus dem Kaukasus. Der Vater war dort angesiedelt gewesen, vor kurzem aber gestorben. Weil nun keine Papiere vorhanden waren, so schleppte man den Jungen, der Einfachheit wegen, nach dem Orenburgschen Gouvernement, der Heimat des Vaters, dort sollte er Papiere bekommen. Die Mutter mit den jüngeren Ge-

schwistern blieb einstweilen im Kaukasus. Dieser Fall dürfte ein feines Licht auf die großartige organisatorische Fähigkeit der Russen werfen.

Wir sorgten am nächsten Morgen noch dafür, daß er eine gründliche Wäsche und sonstige Säuberung vornahm, was sehr notwendig war, denn wie sich nachher herausstellte, hatte er auch uns reichlich mit Ungeziefer versorgt. Er blieb nur einen halben Tag bei uns, dafür erhielten wir einen neuen Zellengenossen. Diesmal war es ein russischer Soldat, ein Deserteur, der als Reservist aus dem Simbirskischen nach Smolensk einberufen und dort eingekleidet worden war. Als er erfuhr, daß es Krieg gäbe, war er schleunigst in seiner Uniform wieder nach Hause gefahren. Dort suchte man ihn natürlich zuerst, und jetzt ging er seinem Verhängnis entgegen. Er schien keine Ahnung davon zu haben, was ihm bevorstand; er war zwar wortkarg, aß aber mit gutem Appetit.

Bei dieser Gelegenheit seien mir einige Worte über die Kost der Gefangenen gestattet. Morgens, nach dem Appell, gibt es für jeden heißes Teewasser und zwei Pfund (810 g) schweres feuchtes Schwarzbrot. Um 11 Uhr eine Suppe ohne Fleisch, aber mit viel Lorbeerblättern und Zwiebeln gewürzt. Wenn man Glück hat, findet man eine Kartoffel und ein paar von den äußeren Kohlblättern, die sonst wohl weggeworfen werden, darin. Um 1/24 Uhr gibt es dann noch eine Portion Grütze ohne Fett, bei besonders noblen Gefängnischefs aber mit ein wenig Sonnenblumenöl übergossen. Nachher noch einmal Teewasser. Je 5—12 Gefangene müssen aus einer Schüssel essen. Ich habe mich nie entschließen können, da mitzutun, und Herr v. S. hat es überall durchgesetzt, daß ich mir vorher etwas in mein Trinkgefäß gießen durfte.

Am Freitag nachmittag kam der Gehilfe des Chefs zu Herrn v. S. und fragte ihn, ob er es gestatte, daß noch einige Gefangene zu uns gebracht würden, das Gefängnis sei überfüllt, und sie wüßten nicht, wohin mit all den Leuten. Herr v. S. sagte, er hätte nichts dagegen, vorausgesetzt, daß es anständige

Menschen seien. Dafür versprach der Herr zu sorgen. Es dauerte auch nicht lange, so öffnete sich die Thür abermals, und hereinschritten unsere Letten aus Riga und ein Oberlehrer aus Kiew. Die Freude des Wiedersehens war natürlich groß. Die Leute waren bis jetzt in dem Raume gewesen, vor dem ich durch Herrn v. S. glücklicherweise bewahrt geblieben war. Sie erzählten Schauderdinge von dem Schmutz und Gestank, die dort geherrscht hatten, und es war ihnen anzusehen, wie sehr sie in den wenigen Tagen körperlich heruntergekommen waren.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr hieß es, die Sachen zusammenpacken, es gehe weiter. Diesmal wurde es ein Transport von mehr als 300 Gefangenen und die Untersuchung dauerte endlos lange. Es hatte geregnet und war herbstlich kalt geworden, der ungepflasterte Gefängnishof war mit einem dicken Lehmbrei bedeckt, in dem man bis über die Knöchel versank. Um 12 Uhr etwa marschierte der Zug zum Bahnhof, gefolgt von 6 Lastwagen für das Gepäck, die Weiber, Kinder und Kranken.

An den Ausmarschtagen gibt es im Gefängnis nichts zu essen, auch während der Bahnfahrt nicht, dafür erhält jeder Gefangene für jeden Tag 10 Kopeken (etwa 20 Pf.) in bar, wovon er seine Verpflegung bestreiten muß. Privilegierte Personen, wie Herr v. S., bekommen 15 Kopeken.

Im Zuge befanden sich etwa 30 Zigeuner und 12 Chinesen, meist Weiber und Kinder, und ich hatte das Unglück, mit diesen überaus schmutzigen Leuten in demselben Wagen während der dreitägigen Fahrt nach Samara zusammensein zu müssen. Die Chinesen verhielten sich ruhig und waren anspruchslos und gefällig, trugen auch immer eine lächelnde Miene zur Schau, jedes der Weiber hatte ein Kind auf dem Rücken, andere führten sie an der Hand; nie habe ich bei ihnen Weinen und Schreien gehört. Ganz anders die Zigeuner. Das war ein quecksilbriges Volk, aufdringlich, streitsüchtig und immer bettelnd. Selbst von den Soldaten verstanden sie Brot, Tee und Tabak zu ergattern. Unter den Weibern gab es fortwährend Streit, der zum genutzreichen Schauspiel für die Soldaten bisweilen sogar in Tätlich-

feiten ausartete. Wenn es dann gar zu toll wurde, so legten die Soldaten den schlimmsten Weibern Fesseln an. Das machte ihnen nicht viel aus, wenn sie wieder losgeschloffen wurden, ging der Tanz von neuem los.

Herr v. S. war von mir getrennt worden, doch hatte er sich mit seinen Soldaten so angefreundet, daß er mich auf jeder größeren Station aufsuchen durfte. Er versorgte mich mit Lebensmitteln, Äpfeln, Eiern, Zigaretten und anderen guten Sachen.

Auf der Strecke nach Samara trafen wir auf jeder Station mehrere Militärzüge, die nach dem Westen befördert wurden, es müssen mehr als hundert Züge gewesen sein, denen wir in drei Tagen begegnet sind. Die Soldaten waren in Güterwagen untergebracht, von denen 30 etwa einen Zug bildeten; jeder Zug beförderte also mindestens 1200 Mann. Das Militär machte einen guten Eindruck und war augenscheinlich ganz neu feldgrau eingekleidet. Die Verpflegung unterwegs schien gut organisiert zu sein, auf allen Stationen waren riesige Kessel mit Suppe, Grütze und auch Tee bereitgestellt. Jeder Soldat trug an seinem Gurt einen Teekessel. Das waren alles Sibiriaten, die schon mehrere Wochen unterwegs waren, meist ältere Leute, also wohl gediente Landwehr; sie waren durchweg ernst, ich habe sie weder singen noch lachen hören. Es hieß, daß in diesen Wochen fast zwei Millionen Mann aus Sibirien und dem Kaukasus nach Polen befördert worden seien, und ich zweifle nicht, daß es so ist, denn meine Frau und meine Tochter, die nur etwa eine Woche später auf einer andern Strecke nach Sibirien fuhren, waren ebenfalls unendlichen Militärzügen begegnet. Das Gefühl, das einen beschleicht, wenn man diese Menschenmassen sieht und sich sagen muß: sie ziehen dahin, um dein Vaterland zu vernichten, kann ich nicht beschreiben, das Blut in den Adern könnte einem gefrieren.

Als wir in Samara am Abend ankamen, regnete es. Nach stundenlangem Warten auf dem Bahnhofe und dann wieder im Gefängnishofe, der vollständig überschwemmt war, hatte man tatsächlich keinen trockenen Faden mehr am Körper. Auf dem Wagen hatte ich nicht sitzen und nicht liegen können, da hatte

sich meiner ein jüngeres Frauenzimmer erbarmt, das, ebenfalls total durchnäßt, meinen Kopf in seinen Schoß bettete; dafür bin ich ihm noch heute dankbar. Später erfuhr ich, es sei eine Kindesmörderin gewesen, die geistig nicht mehr ganz normal war.

Mitternacht war wohl schon vorüber, als endlich alle Formalitäten erfüllt waren, und ich noch auf Herrn v. S. wartete, der wieder wegen eines eigenen Zimmers verhandelte. Ehe er aber noch damit zu Ende gekommen war, befahl einer der Wächter einem Chinesen, meine Sachen fortzubringen. Mein Einspruch half nichts, ich mußte folgen. Es ging eine Treppe hinauf, der Wächter öffnete eine Tür, und trotz meines Sträubens mußte ich in ein Zimmer hinein, aus dem mir ein Dunst wie aus einer Kloaße entgegenschlug. Der Raum war schon überfüllt, er genügte kaum für 40 Menschen, und ich war der 79. Jedes Plätzchen war besetzt, die Pritschen fast doppelt, in der Mitte des Zimmers konnte man keinen Schritt tun, überall lagen die Menschen dicht nebeneinander. Hinaus konnte ich nicht mehr, ich mußte die ganze Nacht an der Tür, auf meinen Sachen kauend, zubringen. Das war eine entsetzliche Nacht, von der Bahnfahrt übermüdet, von der Wagenfahrt an allen Gliedern wie zerschlagen, nie vorher, noch nachher habe ich mich so entsetzlich elend gefühlt wie damals.

Das Gefängnispersonal in Samara benahm sich ganz außergewöhnlich roh. Als ein paar kleine Schiffsjungen von einem österreichischen Schiffe, das in Feodosia beschlagnahmt worden war, am Morgen beim Wecken nicht schnell genug aufstanden, schleuderte sie der Wächter, ein riesiger Mensch, mit seinen Füßen auseinander, daß sie mehrere Schritte weit flogen. Die armen Jungen verstanden nur Italienisch.

Tee trank ich mit Behagen, aber trotzdem fühlte ich mich von Stunde zu Stunde elender. Um 11 Uhr gab es die Suppe, für je 12 Mann eine Schüssel. Ich hätte keinen Bissen über die Lippen bringen können, machte auch gar keinen Versuch dazu. Endlich verlangte ich nach einem Arzt. Mein Wunsch wurde erfüllt; es dauerte gar nicht lange, so holte mich ein Wächter ab

und führte mich über den Hof zum Doktor. Das war ein verständiger Mann; trotzdem ich wohl grauenhaft genug ausgesehen haben mag, seit vier Tagen ungewaschen, ließ er sich meinen Zustand schildern, gab mir sofort ein Schlafmittel und versprach mir eine gesündere Zelle. Ich wurde zurückgebracht, nach kaum einer Viertelstunde wieder abgeholt, in einem Nebenhause ging es eine eiserne Treppe hinauf, eine Thür wurde aufgeschlossen, und ich befand mich — Herrn v. S. gegenüber. Die Freude war auf beiden Seiten groß, bei Herrn v. S. kaum geringer, als bei mir. Er hatte noch etwas Essen da, das verzehrte ich mit mehr Behagen, als ich es für möglich gehalten hätte. Dann wusch ich mich möglichst gründlich, und während ich mich zum Schlafen niederlegte, übte mein Gefährte einen gar nicht hoch genug einzuschätzenden Samariterdienst, indem er meine Wäsche und Kleider eingehend durchsuchte. Er hatte großen Erfolg. Ich war so erschöpft, daß ich wohl gleich die Nacht durchschlafen hätte, wenn die Inspektion nicht um 6 Uhr gekommen wäre. So mußte ich aufstehen, legte mich aber gleich nachher wieder nieder mit der Hoffnung, einen langen Schlaf tun zu können.

Leider war es nichts damit. Um Mitternacht wurden wir wieder geweckt, und abermals hieß es: weiter. Diesmal war die Untersuchung seitens der Konvoi-Soldaten besonders roh. Der Stückzucker, den Herr v. S. in einem Sacke mitführte, wurde auf den schmutzigen Korridor geschüttet, die Zigaretten wurden zerbrochen. Mein Trinkgefäß aus Porzellan, das mir meine Frau in Riga ins Gefängnis gebracht hatte, wurde mutwillig auf den Steinen zerschlagen; es hieß, so etwas brauche ich nicht. Meine Medizin wurde mir weggenommen, kurz, das wenige, was man hatte, nahm man uns fort oder zerstörte es ganz sinnlos.

Um 8 Uhr morgens etwa war alles beendet, und es ging wieder bei strömendem Regen zur Eisenbahn. Es dauerte dort noch ziemlich lange, ehe wir im Zug untergebracht waren, und um 11 Uhr endlich ging es weiter. Die Fahrt nach Tscheljabinsk über Ufa und den Ural dauerte wieder fast drei Tage, war aber

nicht so angreifend, obgleich ich wieder in einem der scheußlichen Käfigwaggons Platz gefunden hatte. Von der Gegend, die prachtvoll sein soll, konnte ich kaum etwas sehen, nur bei der Fahrt über das Gebirge konnte ich ab und zu einen Blick auf grüne Höhen werfen. Der Ural ist hinter Ufa nicht besonders hoch und etwa mit unserm Riesengebirge zu vergleichen. In Tscheljabinsk kamen wir am Tage bei schönem Wetter an. Es fing schon an leicht zu frieren, aber die Sonne schien prachtvoll warm. Die Untersuchung ging sehr human vor sich, und wir kamen zu 8 Personen in eine Zelle, die 8 Lagerstätten nach dem Moskauer Muster enthielt.

Unsere Genossen gehörten alle zu dem besseren Teile der Versckickten. Der Oberlehrer aus Kiew war dabei, ferner ein Reichsdeutscher, Herr W. aus Uman im Kiewschen Gouvernement, Besitzer einer Waffenhandlung, den die Regierung in den ersten Wochen ganz in Ruhe gelassen hatte. Ganz plötzlich war er dann doch verhaftet und nach Kiew ins Gefängnis gebracht worden; das Waffenlager hatte man beschlagnahmt, ihm aber eine Quittung darüber gegeben. Jetzt war er schon vier Wochen nach Tobolsk unterwegs. Außerdem waren noch da ein älterer Bauer aus Besarabien mit seinem Sohn, die irgend eine mißliebige Bemerkung über den Krieg gemacht hatten, und ein alter 73jähriger Jude aus Krettingen an der ostpreussischen Grenze, den man vorsichtshalber von dort weggebracht hatte, weil die Russen keinem Juden trauen und eigentlich jeden für einen Spion halten.

Im Tscheljabinsker Gefängnis gab es sogar Gasbeleuchtung, bei deren Scheine wir das Insektenvolk aus allen Ritzen in der Wand, besonders bei den Gasröhren, in großen Scharen herauswimmeln sehen konnten. Das gab Gelegenheit zu einem Massenmord. Der große Abort war sauber und hatte Wasserspülung; dicht dabei war eine guteingerichtete Waschvorrichtung. Täglich zweimal wurden die Insassen jeder Zelle in corpore für zehn Minuten dort hineingelassen. Natürlich gab es auch bei uns in der Zelle die scheußlichen Kübel, aber sie wurden wenig in Anspruch genommen.

Die erste Nacht verging leidlich, und wenn wir allein geblieben wären, so hätten wir uns auch alle verhältnismäßig wohlgeföhlt. Leider erfuhren wir gleich am nächsten Morgen eine unliebsame Überraschung — unsere Kammer wurde mit weiteren acht Mann belegt. Was waren da aber für Kerle darunter! Zuerst drei Strolche, wie sie ein Bewohner Deutschlands sich gar nicht vorstellen kann. Der eine von ihnen sah aus wie ein Gorilla. Unter der stark zurückliegenden Stirn schmale, graugelbe, tückische Augen, mit denen er niemanden ansah, überhängende helle Brauen, übermäßig entwickelte Kinnbacken, lange Arme, die in keinem Verhältnis zu seiner Körpergröße standen, in Lumpen gekleidet, so war er der geborene Verbrecher. Die Gefangenen sind meist sehr offenherzig unter ihresgleichen, und so erzählte auch er allerlei von seinen Heldentaten, die zu seinem großen Leidwesen bisher nur aus raffiniert durchgeführten Diebstählen bestanden hatten. Sein Ideal waren die Kettengefangenen. Wenn er jetzt freikäme, prahlte er, würde es seine erste Sorge sein, irgendwie ein paar Menschen totzuschlagen, damit er auch zu dieser Elitegesellschaft käme, die für ihn eben aus „Helden“ bestand. Und mit solch einem Kerl sollten wir aus einer Schüssel essen. Seine beiden Genossen waren schweigsamer, aber seiner würdig. Dann waren da noch zwei Juden aus dem Kiewschen Gouvernement, die wohl das Abstoßendste darstellten, was selbst ein Bewohner der westlichen Provinzen Rußlands, der doch an allerlei Juden-Physiognomien gewöhnt ist, sich kaum ausmalen kann. So etwas von Roheit im Ausdruck findet man bei den Juden selten.

Mit besonderem Haß verfolgten sie ihren Volksgenossen, unsern alten Juden aus Krettingen; obgleich dieser auch sehr zungenfertig war, konnte er sich mit ihnen im Wortkampf nicht messen. Alle Juden Rußlands sprechen mit Vorliebe deutsch, eigentlich das sogenannte „Jiddisch“. Es ist das ein Mischmasch von schlechtem Deutsch, mit hebräischen, russischen und polnischen Wörtern, aber doch einigermaßen verständlich, wenn man sich an die östliche Aussprache gewöhnt hat. Unser alter Krettinger durch-

lebte schwere Stunden; wenn er sich gar nicht mehr zu helfen wußte, stellte er sich in eine Ecke, nahm seinen Gebetriemen vor, und dann kümmerte er sich nicht mehr um seine Umgebung. Wie oft habe ich ihm gesagt, er möge sich doch gar nicht um die schlechten Kerle kümmern und sich gleich bei Beginn der Quälereien in seine Ecke stellen; dazu konnte er sich aber nicht entschließen. Als die Geschichte gar zu arg wurde und Tätlichkeiten drohten, als man anfing, ihn und seine Lagerstätte mit Wasser zu begießen, da nahm sich der Oberlehrer die Leute vor und erklärte ihnen, wenn sie jetzt nicht aufhörten, würde er sie bei der Gefängnisverwaltung anzeigen und dafür Sorge tragen, daß man sie in den Karzer stecke. Nun trat leidliche Ruhe ein.

Ferner war noch ein Kleinrusse zu uns gekommen, ein hübscher Mann mit dunklen Locken und wallendem Bart, ein Politischer, der schon zum zweiten Male den Weg nach Sibirien machte. Das erstemal war er im Jahre 1905 während der großen russischen Revolution verschickt worden, jetzt nach Ausbruch des Krieges wurde er vorsichtshalber mit Tausenden seiner Gesinnungsgenossen wieder festgenommen und nach Sibirien auf den Weg gebracht. Später kam ich noch mit einer großen Anzahl dieser Leute zusammen. Ein junges reichsdeutsches Bürschchen aus Riga, kaum 18 Jahre alt, dessen Vater russischer Untertan geworden war, vervollständigte die interessante Sammlung von Schicksalsgenossen.

Unsere Hauptfrage war jetzt: Würden wir noch vor Schluß der Schifffahrt auf dem Tobol in Tjumen ankommen? Wir waren noch sehr naiv, glaubten wir doch, daß man uns in Tobolsk mit großer Sehnsucht erwarte.

Es vergingen einige Tage, die wir in diesem überfüllten Raume zubringen mußten; wir beschwerten uns bei der Inspektion, es hieß aber, eine Änderung sei nicht möglich, das Gefängnis sei für höchstens 500 Sträflinge eingerichtet und es seien gegenwärtig schon mehr als 900 darin. Herr v. S. gab aber keine Ruhe, er erbat eine Unterredung mit dem Direktor, die ihm auch gewährt wurde. Ganz glücklich kam er zurück, der Herr habe ihn

sehr nett behandelt, sich sehr genau nach den Verhältnissen in den Ostseeprovinzen erkundigt, woraus hervorzugehen scheine, daß er entweder daher stamme, oder wenigstens dort gelebt habe. Er hätte versprochen, ihn und mich mit dem nächsten Transport nach Jekaterinburg zu schicken, und bedauert, daß er nicht mehr für uns tun könne. Es fehle namentlich an Konvoi-Soldaten, weil zu viele und zu große Transporte unterwegs seien.

Richtig, am nächsten Tage schon, gleich nach 12 Uhr mittags, wurden wir beide mit unserem Gepäck herausbefohlen, die Reise sollte weitergehen. Im Untersuchungsraume wurden uns sogar Stühle angeboten, unsere Sachen und wir selbst wurden gar nicht untersucht, und als es zum Abmarsch ging, sahen wir zu unserer freudigen Überraschung, daß ein sauberer Tarantax für uns bereit stand. So angenehm waren wir noch aus keinem Gefängnis entlassen worden. Die Soldaten schienen ebenfalls instruiert zu sein; der Gefangenen-Waggon stand fast einen Kilometer weit vom Bahnhof entfernt, aber die zwei Soldaten, die mich dorthin führen mußten, gestatteten nicht nur, daß mich Herr v. S. unterstützte, sondern ermahnten mich wiederholt, ich möge mir Zeit lassen, denn wir hätten gar keine Eile. Das war freilich richtig, denn vor 6 Uhr waren wir auf dem Bahnhof, aber erst nach 10 Uhr ging unser Zug ab.

Der Waggon, der uns aufnahm, war ein ganz altes, klappriges Ding mit ganz kurzen Bänken. Da alles sehr eng war, — wir mußten immer zu zweien auf einer Bank sitzen —, so war an Schlaf nicht zu denken, und als wir in Jekaterinburg ankamen, etwa am nächsten Mittag, waren wir wie erlöst. Der Weg zum Gefängnis war schrecklich weit und holprig, die Fahrt dahin für mich demnach eine gelinde Tortur, aber Herr v. S., der sich schon in Tula die Erlaubnis erwirkt hatte, jede Fahrgelegenheit benutzen zu dürfen, hatte sich mittlerweile eine anerkanntswerte Geschicklichkeit erworben für mich einen leidlich bequemen Sitz herzurichten, auch verstand er es, mich mit großer Virtuosität auf den Wagen zu schwenken, so daß ich nur wenig Schmerz dabei empfand.

Das Gefängnis in Jekaterinburg ist ein uralter Bau, unsäglich schmutzig in den inneren Räumen und macht einen geradezu ekelhaften Eindruck. Herr v. S. verstand es aber doch wieder, eine leidlich saubere Stube für uns zu erlangen. Der Raum war groß und beherbergte schon acht Gefangene. Sieben davon waren „Politische“ aus Petersburg, die an der sozialistischen Presse tätig gewesen waren. Darunter befand sich ein Este, aus Reval gebürtig, der auf Lebenszeit ins Irkutsk'sche Gouvernement verbannt war. Dieser mußte Gefängniskleider tragen. Die übrigen, auf 2—4 Jahre nach demselben Gouvernement verurteilt, waren in ihrer bürgerlichen Kleidung. Ein ganz junges Studentchen, noch in seiner Studenten-Uniform, tat mir besonders leid, er schien aus guter Familie zu sein und war jetzt, nach menschlichem Ermessen für immer aus seiner Bahn geworfen und einem dunklen Schicksal verfallen.

Diese sieben führten gemeinsame Wirtschaft und rühmten sich, untereinander ein ideal kommunistisches Leben zu führen. Einer von ihnen verteilte den Zucker zum Tee und etwaiges Zubrot mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. Sie hatten keinen geschnittenen Würfelzucker, sondern mit dem Hammer zerschlagene Stücke, und es war lustig anzusehen, wie der Wirtschaftler bei dem einen Häufchen ein Stück abbiß, um es einem anderen anzugliedern, damit ja keiner bevorzugt würde. Auf meine Frage, ob denn die sozialistische Weltordnung eine so ängstliche Genauigkeit verlange, hieß es, man müsse sehr vorsichtig sein, damit sich niemand benachteiligt fühle. Mein Kopfschütteln wurde für Bewunderung gehalten. Hier bemerkte ich zum ersten Male, wie sehr die „Politischen“ zusammenhalten. Das Gefängnis war mit ihnen überfüllt, aber sie blieben auch in den getrennten Zellen miteinander in Verbindung. Das niedere Gefängnispersonal besorgte Briefe — bisweilen in Brot eingeschlossen — und Lebensmittel aus einer Zelle in die andere. Mir schien, als ob man es mit dieser fest zusammenhängenden Masse nicht verderben wolle und ihr deshalb ein besonderes Entgegenkommen beweiße. Sogar die russischen Extra-Telegramme vom Kriegsschauplatz wurden in unsere Zelle

gebracht und von einem der Petersburger vorgelesen. Es war damals gerade zur Zeit, als die Deutschen zum ersten Male vor Warschau waren, und ich glaubte, es würde sich auch unter diesen Ausgestoßenen eine patriotische Bewegung geltend machen. Das war aber nicht der Fall; der Krieg als solcher war ihnen ziemlich gleichgültig, für sie war die große Frage, was würde nach dem Kriege in Rußland vorgehen, und unter diesem Gesichtspunkte wäre ihnen ein Sieg der russischen Waffen vermutlich gar nicht erwünscht gewesen.

Trotzdem war aber doch ein gewisser Deutschenhaß vorhanden, und er richtete sich merkwürdigerweise hauptsächlich gegen unseren Kaiser, den man als eigentlichen Urheber des Krieges betrachtete. Er sollte in einer Ansprache an das Volk in Berlin gesagt haben: „Unser alter Gott lebt noch, er wird uns nicht verlassen“, das erregte Spott und Gelächter, Kaiser Wilhelm beanspruche für sich einen eigenen Gott. Ich erklärte ihnen, daß dieses Wort in Deutschland viel angewandt werde, dem deutschen Empfinden entspreche und durchaus keine Überhebung bedeute.

Im allgemeinen vertrugen wir uns recht gut, nur Herr v. S. hatte lange Disputationen mit dem Esten über die baltischen Agrarverhältnisse. Dieser Este offenbarte einen fanatischen Haß gegen die baltischen Barone, denen er sogar seine Verurteilung zuschrieb, obgleich gerade ihm, als einzigen von uns, sein allerdings schweres Urteil in einem ordentlichen Verfahren vor einem Militärgericht in Petersburg gesprochen worden war. Was für ein Verbrechen ihn eigentlich auf die Anklagebank geführt hatte, verriet er nicht.

Hier fand auch einmal eine Revision durch den Gouvernements-Gefängnis-Inspektor aus Perm statt, die aber für uns von keiner Bedeutung war. Von Interesse war uns nur eine Bemerkung dieses Herrn zu dem Chef unseres Gefängnisses, daß überall und in allen Gefängnissen eine unerhörte Überfüllung herrsche, die eine leidliche Unterbringung der Gefangenen kaum möglich mache. An diesem Tage erhielten wir aber eine kräftige

Suppe, in der reichlich Stücke von Lunge, Leber und sonstigen minderwertigen Teilen des Rindes vorhanden waren.

Am Sonnabend, den 17. Oktober sollten wir alle weiterbefördert werden, es stellte sich aber heraus, daß nur ein Gefangenen-Waggon zur Verfügung stand, deshalb mußten unsere „Politischen“, die schon ihre Sachen gepackt hatten, zurückbleiben, obgleich sie dringend um Weiterbeförderung baten. Der Chef wäre sie wohl auch gern losgeworden, denn er machte sogar dem Unteroffizier des Konvois den Vorschlag, einen gewöhnlichen Waggon dritter Klasse zu Hilfe zu nehmen. Der lehnte es aber ab mit dem Hinweise auf die geringe Zahl seiner Soldaten, die nicht ausreichten, um eine genügende Bewachung des Transports zu verbürgen.

An das fortwährende Durchsuchen unseres Gepäcks und unserer Personen waren wir jetzt schon gewöhnt, und das Entwürdigende dieser Behandlung fühlten wir kaum noch.

In Tjumen kamen wir am Sonntag nachmittag an. Das Gefängnis liegt gar nicht weit vom Bahnhof, die Sonne schien trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit recht warm, und auch der Gefängnishof machte im hellen Sonnenlichte einen ganz freundlichen Eindruck. Als ich mich beim Namensaufruf meldete, rief mir der Gehilfe des Inspektors entgegen: Ihre Tochter war hier und hat einen Pelz und verschiedene Sachen für Sie abgegeben. Diese Worte wirkten ordentlich erlösend auf mich, waren sie doch wie ein erstes Aufleuchten in tiefdunkler Schicksalszeit. Ich bat um nähere Mitteilungen, der Herr schien aber nichts weiter zu wissen.

Die Untersuchung, welche unter freiem Himmel stattfand, wurde sehr energisch bewerkstelligt. Die Kettengefangenen wurden sogar ganz nackt ausgezogen, die meisten übrigen mußten sich bis aufs Hemd entblößen und auch ihre Stiefel ausziehen. Mich selbst behandelte man ziemlich glimpflich, nahm mir aber doch meine Medizin, die ich in Samara erhalten hatte, weg, und sogar mein Luftkissen, das ich meiner Ischiaschmerzen wegen sehr nötig brauchte, behielt man zurück. Sieben „Politische“ aus Kiew,

bis auf einen ehemaligen Offizier alles Studenten, und wir vier Deutschsprechende bekamen in einem Seitenflügel des Gefängnisses, einem uralten Holzbau, eine sehr geräumige, zu ebener Erde gelegene Zelle angewiesen. Es gab da sogar eine Art Vorflur, in dem die beiden Kübel tagsüber standen, nachts wurden sie freilich in unsere Zelle gebracht, denn die Tür zum Vorflur wurde dann abgeschlossen.

Die Kammer hatte tatsächlich viele Vorzüge, sie war geräumig und bot durch zwei oben angebrachte Löcher in der Wand, sowie durch drei recht große Fenster ausreichende Lüftungsmöglichkeit, aber sie hatte auch einen recht unangenehmen Übelstand. Am Abend kamen nämlich eine Menge großer Ratten auf Besuch zu uns und untersuchten unsere Brot- und sonstigen Speisevorräte. Wir waren schließlich gezwungen, alles Genießbare an schon vorhandenen Nägeln in den Deckenbalken aufzuhängen, denn die Pritschen, auf denen wir schliefen und die sehr hoch angebracht waren, boten ihrer turnerischen Gewandtheit kein Hindernis.

Strohsäcke wurden nicht verabfolgt, auch meinen Pelz und die übrigen für mich abgegebenen Sachen erhielt ich nicht. Meine Bitten waren erfolglos, denn es hieß, meine Tochter habe eine Quittung über die Sachen verlangt, und man könne sie mir nicht eher herausgeben, bevor ich nicht die Quittung beigebracht, bzw. zurückgeliefert hätte. Was konnte ich nun hierbei tun? Ich wußte ja nicht einmal, wo meine Tochter sich aufhielt. Da kam mir Hilfe von einer Seite, an die ich gar nicht hätte denken können.

Meine Frau und Tochter waren, nachdem sie meine Sachen im Tjumener Gefängnis abgegeben hatten, mit dem letzten Dampfer vor Schluß der Schifffahrt nach Tobolsk gefahren. Dort hatten sie zufällig bei ihren Besuchen in den Behörden die Bekanntschaft des deutschen Konsuls aus Omsk, des Herrn Oskar N. . . , gemacht, der ebenfalls mit seinen beiden Brüdern nach Tobolsk verbannt war. Dieser energische Herr nahm sich ihrer mit besonderer Tatkraft an. Wenige Tage nachher erhielt er den

Befehl, sich sofort nach Petersburg zu begeben, von dort aus würde er in seiner Eigenschaft als Konsul nach Deutschland entlassen werden. In Tjumen machte er den Versuch, mich zu sprechen, leider war das nicht möglich, weil kein Besuchstag war, er erfuhr aber von dem Direktor die Angelegenheit mit der Quittung. Sofort telegraphierte er an meine Frau, die Quittung wurde eingeschickt, und ich erhielt nach achttägigem Aufenthalt in Tjumen meine Sachen, darunter ein Paar hohe Filzstiefel für die Schlittenfahrt nach Tobolsk und bei dieser Gelegenheit von dem freundlichen Aufseher auch für mich und Herrn v. S. zwei saubere Strohsäcke. An demselben Abend wurde mir auch noch mein Luftkissen, das ich schmerzlich vermißt hatte, wiedergegeben. Am nächsten Tage, Sonntag mittag erfuhr ich noch eine angenehme Überraschung: mir wurde nämlich ein großes Paket mit Lebensmitteln, Tee, Zucker, Butter, Keks usw., übergeben, das meine Tochter bei ihrer Anwesenheit für mich zurückgelassen hatte. Das war Hilfe in der Not, denn wir hatten gar nichts mehr und waren ganz auf die ekelhafte Gefängniskost angewiesen. Zu meiner Freude konnte ich auch anderen davon mitteilen.

Unsere Gesellschaft war inzwischen sehr groß geworden, unsere Betten waren eingetroffen, der Oberlehrer aus Kiew, Herr W. aus Uman, der Kleinrusse aus Befarabien und eine ganze Anzahl „Politischer“ hatten Aufnahme bei uns gefunden. Wir waren wohl vierzig Mann in der Zelle. Da ging es oft sehr lebhaft zu. Des Abends sangen die Russen ihre Lieder, besonders das von dem Volkshelden Stanfa, dem Räuberhauptmann im Wolgabiet, mit so großer Begeisterung, daß der Posten auf dem Hofe bisweilen Veranlassung hatte, Ruhe zu gebieten.

Nicht immer ging es friedlich zu, die „Politischen“ hatten sich beim Chef beschwert, daß die Kammer überfüllt sei, dem Anscheine nach wollten sie unter sich sein, und sie hatten vielleicht darauf gerechnet, daß man uns zwölf Deutschsprechende, soviel waren wir schließlich geworden, in eine andere Zelle überführen würde. Da wir die Pritschen der einen Wand eingenommen hatten, so wäre das für sie sehr vorteilhaft gewesen. Es kam aber anders.

Zuerst erfolgte keine Änderung; als sie nochmals eine Eingabe gemacht hatten, schriftlich und dringlich, erschien eines Nachmittags der Gehilfe des Chefs in Gala-Uniform, begleitet von einigen Schließern und teilte mit, daß acht Gefangene in eine andere Zelle gebracht werden würden. Wir hatten uns wie beim Appell aufgestellt, und er bezeichnete diejenigen, die ihre Sachen zu packen hatten; binnen zehn Minuten müßten sie bereit sein. Unter den Bezeichneten befanden sich der ehemalige Offizier, die Seele der Bewegung, ein Deutscher, ein Lette usw. Alle waren sie schnell bereit, nur der Offizier sagte seinen Freunden, er wolle dem Befehl nicht Folge leisten. Als der Beamte wiederkam, wurde er von diesen bestürmt, er möge doch ihren Genossen bei ihnen lassen, er erklärte aber kurz, hier gebe es keine Genossen, sondern nur Gefangene. Er gebe ihm noch einmal zehn Minuten Zeit, wenn er dann nicht bereit sei, würde er ihn mit Gewalt entfernen lassen. Jetzt folgte eine heftige Beratung, ein Teil wollte Widerstand leisten, der Kleinrusse, unser alter Bekannter, erklärte aber, es sei ein Unsinn, sich wegen einer solchen Lappalie zu widersetzen. Was käme denn dabei heraus? Es würden Soldaten geholt werden und ein Blutbad geben, bei dem auch ganz Unschuldige zu Schaden kommen könnten. Er für seine Person brauche sein Leben noch zu höheren Dingen. Was er sagte, schlug durch; als der Beamte wiederkam, folgte ihm der Offizier mit den übrigen ohne weiteres Knurren.

Auf dem Hofe wurden die anderen Gefangenen täglich spazieren geführt, unter ihnen entdeckten unsere Zellengenossen alte Freunde, und es entspann sich durch die Gitterstäbe ein lebhaftes Gespräch. Der wachhabende Soldat verbot es wiederholt; da das nicht half, drohte er, er werde schießen. Trotzdem wurde immer wieder der Versuch gemacht, verbotene Unterhaltungen anzuknüpfen. Da erschien eines Tages der Soldat bei uns in der Zelle ganz wütend, und wollte die Schuldigen verhaften. Die Sache fing schon an, recht ungemütlich zu werden, denn es gab auch bei uns einige Hitzköpfe. Da rettete unser Kleinrusse wieder die Situation. Er hatte bemerkt, daß der Soldat neue, mit Pelz gefüt-

terte Lederhandschuhe anhatte, er trat also auf ihn zu und sagte freundlich: „Ei, Sie haben da so wunderhübsche Handschuhe, wollen Sie mir nicht sagen, wie viel Sie dafür bezahlt haben? Ich hätte wohl Lust, mir auch solch ein Paar zu kaufen.“ Und der Soldat, stolz, daß seine Handschuhe solchen Beifall finden, nennt den Preis, zieht sie aus und läßt sie bei den Gefangenen die Runde machen. Von einem Einschreiten war keine Rede mehr.

Alle Spiele sind den Gefangenen verboten, auch das Schachspiel, trotzdem wurde eifrig Schach gespielt. In die Tischplatten waren die Felder sauber eingeschnitten und entsprechend gefärbt. Einer der „Politischen“ hatte aus Brot ganz wunderhübsche Figuren geknetet, die weißen Figuren durch Splitter von Birkenholz kenntlich gemacht, es sah allerliebste aus. Auch in den anderen Gefängnissen hatte ich schon diese „Schachbretter“ bemerkt.

Inzwischen hatte sich meine Frau die größte Mühe gegeben, mir die Erlaubnis zur Reise nach Tobolsk auf eigene Kosten zu erwirken; es gelang ihr auch vom Gouverneur zu erreichen, daß er mich in Tjumen ärztlich untersuchen ließ.

Die Ärzte habe ich in allen Gefängnissen als sehr verständige und humane Leute kennen gelernt, auch dieser Herr berichtete, daß ich die Stappenreise nach Tobolsk, die 14 Tage dauert, wohl nicht überstehen würde, und befürwortete eine direkte Beförderung. Von meiner Frau erhielt ich einen Brief, daß sie 100 Rubel an die Gefängnisverwaltung für mich abgesandt habe, und daß auch ein großer Reisepelz, den ein ebenfalls verbannter reichsdeutscher Pastor, der in Sibirien an einer deutschen Gemeinde angestellt war, für die Fahrt hergeliehen habe, unterwegs sei. In dem Paket seien auch einige Sachen für Herrn v. S. Dieses Paket wurde mir nicht ausgehändigt, obgleich es drei Tage vor meiner Abreise dort angekommen war. Ich konnte das später genau feststellen, denn von Tobolsk aus schickte ich sofort als Postanweisung an den Chef des Tjumener Gefängnisses 5 Rubel mit der Bitte, das betreffende Paket öffnen zu lassen, den Pelz mir zuzuschicken die übrigen Sachen Herrn v. S. zu übergeben. Nach etwa drei Wochen erhielt ich das von meiner Frau abgeschickte Paket uner-

öffnet zurück, mit der Bemerkung, ich sei bereits abgereist. Für das Rückporto mußte ich 2 Rubel 25 Kop. zahlen. Der mir ausgehändigte Abschnitt trug das Datum der Ankunft in Tjumen. Weshalb man mir den Pelz für die Winterreise vorenthielt, ist mir bis heute nicht klar geworden, und weshalb man Herrn v. S. die ihm so nötigen Sachen nicht aushändigen wollte, ebensowenig. Noch bei meiner Entlassung aus dem Gefängnis hatte ich den Chef persönlich gebeten, das Paket doch ja sofort dem Herrn v. S. zu übergeben, und der hatte mir das auch versprochen. Die ihm übersandten 5 Rubel habe ich übrigens nicht wiedergesehen.

Am Montag, 2. November, wurde ich herausgerufen mit dem Befehl, mich gleich reisefertig zu machen. Im Kontor wurden mir die für mich eingetroffenen 100 Rubel ausbezahlt, und ich ließ davon 15 Rubel auf das Konto des Herrn v. S. schreiben — mehr war nicht gestattet. Schon glaubte ich mich frei, da hieß es wieder: zur Untersuchung. So gründlich wie damals bin ich nie vorher durchsucht worden. Auf meine Frage nach der Ursache dieses Vorgehens sagte man mir, man suche nach Briefen, die ich ja doch von politischen Gefangenen zur Weiterbeförderung mitgenommen haben könnte. Meine Erklärung, daß ich als Reichsdeutscher mich nicht um die Angelegenheiten der Nihilisten kümmern und meine Hand keinesfalls zu Durchstechereien bieten würde, half gar nichts, ich wurde bis aufs Hemd durchsucht.

Leider durfte mich Herr v. S. nicht nach Tobolsk begleiten, obgleich er mehrere offizielle Gesuche, auch eins an den Gouverneur, deswegen eingereicht hatte. Unser Abschied konnte nur kurz sein, aber wir hatten doch die Hoffnung, uns bald in Tobolsk wiederzusehen. Daraus wurde nichts; es war inzwischen eine andere Verfügung ergangen und von meinen Zellengenossen, die ursprünglich alle nach Tobolsk bestimmt waren, kam nur ein einziger dahin, weil das ganze Gouvernement mit Verschiedten bereits überfüllt war. Dieser eine, ein junger Reichsdeutscher, Sohn eines Gutsbesizers aus der Gegend von Omsk, war Anfang September verhaftet worden und gelangte kurz vor Weihnachten mittels Etappe nach Tobolsk, wo man ihn endlich freiließ. Hätte

man ihm die Reise mit dem Dampfer auf dem Irtyſch geſtattet, ſo wäre er noch nicht einmal drei volle Tage unterwegs geweſen. So aber hatte man ihn über drei Monate lang kreuz und quer durch den ſüdlichen Teil des Tobolſker Gouvernements geſchleppt und ihn allein in Tjumen 5 Wochen im Gefängnis gehalten. Als er mich nach einiger Zeit beſuchte, war er noch jämmerlich elend.

Im Hofe des Gefängniſſes ſtand ſchon ein langer, niedriger Schlitten, der mit zwei kräftigen Pferden beſpannt war, für mich bereit, auch der Landpolizist, der den Auftrag hatte, mich zu begleiten und am nächſten Tage ſpäteſtens um 7 Uhr abends bei der Polizeiverwaltung in Tobolſk abzuliefern, war ſchon da. Ein alter Gefangener, der meine Sachen trug, hob mich in den Schlitten, wo ein leidlicher Sitz aus Heubündeln für mich zurechtgemacht war; der Polizist ſetzte ſich an meine Seite, und hinaus ging es aus der ſchrecklichen Gefängnisluft in die freie Natur. Beim fahren durch die Stadt kaufte der Polizist einigen Vorrat, namentlich Tee und Zigaretten, für mich ein. Brot, Speck und Butter wollte er lieber auf dem Lande kaufen, das bekäme man dort beſſer. Hierbei ſei bemerkt, daß der Reiſende in Sibirien gezwungen iſt, alle Lebensmittel, die er unterwegs braucht, ſelbſt mitzuführen. Auf den Poſtstationen bekommt man, außer heißem Teewasser, rein gar nichts zu kaufen.

Das Wetter war herrlich, der Weg aber ſchlecht, es lag noch zu wenig Schnee; die langen Schlittenkuſen verhinderten indes jedes Stoßen und Rütteln, deſhalb war die Fahrt anfangs für mich wirklich ein großer Genuß. Leider mußten wir gleich auf der erſten Station den Schlitten aufgeben und einen Tarantaß nehmen. Der Tarantaß iſt ein langes Gefährt, zwiſchen den Vorder- und Hinterrädern ruht auf zwei federnden Stangen der Wagen mit der Sitzgelegenheit. Wenn die Stangen nicht zu ſtark ſind, alſo gut federn, fährt es ſich ſehr gut darin.

Der Aufenthalt war nur kurz, der Sohn des Poſthalters, ein friſcher Bursche von 19 Jahren, lenkte die Pferde ſo geſchickt, daß wir trotz des ſchlechten Weges und der ſauſenden Fahrt, nur we-

nig von den Unebenheiten verspürten. Tobolsk ist von Tjumen fast 280 Kilometer entfernt, und wir hatten zwölfmaligen Pferdewechsel. Mein Polizist ging sehr sorgsam mit mir um, er hob mich so zart wie möglich jedesmal aus dem Wagen und führte mich behutsam ins Haus, wo sofort Tee bereitet wurde. Gegen Abend ging der Vollmond auf, und die sonst sehr einförmige Landschaft erhielt durch sein geheimnisvolles Licht einen wunderbaren Reiz und zauberhaften Glanz. Wir hatten gegen Morgen etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, da brach ein heftiger Schneesturm los, der uns zwang, wieder mit dem Schlitten zu fahren. Es fielen ungeheure Mengen Schnee, und ich hätte den Reisepeiz jetzt dringend nötig gehabt, weil mein leichter Gehpelz, den ich in Riga getragen hatte, bei weitem nicht ausreichend dem Eindringen des Schnees wehren konnte. Mein Wächter bemerkte es auch, daß ich nicht genügend geschützt war, er band seinen eigenen Baschlif los und wickelte ihn mir um Kopf und Brust.

Auf den Stationen waren die Menschen alle sehr freundlich zu mir, obgleich ich doch in ihren Augen ein böser Verbrecher sein mußte. Ein altes Ehepaar nötigte mich sogar ins eigene Zimmer, setzte mir Tee und frischgebackenen Kuchen vor, denn morgen sollte ein großer Feiertag sein. Die Leutchen hatten zwei Söhne an der Front und waren sehr in Sorge. Die letzte Nachricht hätten sie aus Warschau bekommen, nun wären ja neuerdings die russischen Telegramme voll Jubel darüber, daß die Deutschen zurückgeworfen seien, aber die alte Mutter hatte doch Bedenken und sagte, man könne ja nicht wissen, ob das Wahrheit sei, was in den Telegrammen stehe.

Die letzte Strecke der Fahrt war besonders unangenehm; es hatte aufgehört zu schneien, aber der Nordwind blies eisiger und heftiger als je zuvor uns gerade ins Gesicht. Angesichts der Lichter von Tobolsk dauerte es wohl noch eine Stunde, ehe der Kutscher einen sicheren Weg über den Fluß gefunden hatte. Der war zwar zugefroren, es gab aber viel Aufwasser, und die Passage war anscheinend noch nicht ganz gefahrlos. Vollständig durchfroren kamen wir bei der Polizeiverwaltung in Tobolsk an. Von höheren

Beamten war keiner anwesend, ich mußte also warten. Ein Schutzmann erbot sich, meine Frau zu benachrichtigen. Der war noch nicht lange fort, da kam der Polizeimeister selbst, ließ sich erzählen, wer ich sei, und kam dann zu mir und sagte, ich könne gleich nach Hause fahren. Nun mußte ich aber auf meine Frau warten, sonst hätten wir uns ja verfehlt. Es dauerte auch gar nicht lange, so kam sie mit meiner Tochter an. Schon von der Tür aus rief sie mir zu: Anny (meine älteste Tochter) ist in Deutschland in Sicherheit! Da wollten mir die Tränen vor Glücksgefühl aus den Augen stürzen, nur mit Mühe konnte ich sie zurückhalten und den Meinigen zurufen: „Kommt mir nicht zu nahe, ich bin voll Ungeziefer!“ Das hat aber nichts geholfen, denn ehe ich sie hindern konnte, hatten sie mich umarmt und geküßt. Mein Landpolizist holte zwei Schlitten, packte in den einen meine Frau und Tochter, in den anderen meine Sachen und mich, und nach einem herzlichen Händedruck schied ich von ihm, voll Dankes, denn er hatte seinen Auftrag wirklich mit großer Freundlichkeit ausgeführt.

Tobolsk ist nicht groß, aber doch ansehnlich genug (ca. 20 000 Einwohner); es liegt ziemlich flach an der Mündung des Tobol in den Irtysh, der es in einem Bogen von Osten nach Westen umströmt. Im Norden wird es durch steil ansteigende Hügel, die ehemalige Festung, überragt, auf denen außer zahlreichen sehr umfangreichen Gefängnissen sich die Kaserne und die Kathedrale befindet. Tobolsk soll die gefängnisreichste Stadt Rußlands sein, und das will immerhin etwas bedeuten. Seit ungefähr 150 Jahren ist es der Hauptverbannungsort für politische Verbrecher, an denen Rußland so überaus reich ist. Die Dekabristen waren hierher verbannt, auch so mancher in Ungnade gefallene Minister oder sonstige Günstling zarischer Selbstherrlichkeit mußte hier den Wechsel alles Irdischen erfahren. Die Einwohner von Tobolsk sind zum nicht geringen Teile Nachkommen von Verschiedten, und es läßt sich vielleicht ihre größere Intelligenz und die fortgeschrittene Kultur, im Gegensatz zu andern Mittelstädten Rußlands, aus diesem Umstande herleiten.

Die untere Stadt, in der die Gouvernements-Verwaltung und fast alle Behörden und Geschäftshäuser gelegen sind, hat über 20 orthodoxe Kirchen, die mit ihren glänzenden Zwiebelkuppeln das richtige Bild einer echtrussischen Stadt bieten und vom Berge aus gesehen einen hübschen Anblick gewähren. Auch eine evangelische Kirche ist da, ein unscheinbarer kleiner Holzbau mit niedlichem Türmchen. Der Pastor, ein noch junger Mann, hat das ganze Gouvernement (größer als das Deutsche Reich) zu bedienen, das nur ganz wenige Eisenbahnen im Süden aufweist; er ist deshalb fast das ganze Jahr unterwegs. Seine Frau begleitet ihn auf seinen Fahrten, die besonders im Herbst sehr beschwerlich sind. Die Gemeinde in Tobolsk hat kaum ein Duzend Glieder, Deutsche, Letten und Esten, aber jetzt, während des Krieges, waren durch die hierher verschickten Reichsdeutschen die Räume des Kirchleins oft zu eng, um an den Sonntagen, wenn Gottesdienst stattfand, die nach Trost und Erbauung Lechzenden zu fassen.

Meine Frau hatte in der oberen Stadt ein Häuschen gemietet, in einer Straße, die den ominösen Namen „Ostroschnaja“, zu deutsch „Gefängnisstraße“, führte. Wir kamen an, und es empfing mich eine angenehm durchwärmte Wohnung und ein freundlich gedeckter Tisch. Für mich war aber das Wichtigste die Reinigung. Meine Wäsche und Unterkleidung wanderten sofort ins Ofenfeuer. Nach gründlicher Waschung des ganzen Körpers, — eine Wanne gab es leider nicht — mit reiner Wäsche bekleidet, konnte ich mich, zum erstenmal nach zehn Wochen, in einem weichen, sauberen Bett, treu behütet von den Meinigen, wohlzig ausstrecken. Am nächsten Morgen dauerte es längere Zeit, ehe mir klar wurde, daß ich ja nicht mehr im Gefängnis sei. Das Wohlgefühl war herrlich.

Jetzt erst erfuhr ich, an welchem Abgrund meine älteste Tochter glücklich vorbeigekommen war. Wie ich schon geahnt hatte, war ihr Verkehr mit dem Konvoi-Soldaten in Dünaburg von einem Schaffner bemerkt worden, und dieser hatte beschlossen, sie bei der Ankunft in Smolensk verhaften zu lassen. Seine Ab-

sicht hatte er einem Kollegen mitgeteilt. Dieser, ein Pole, kam versthohlen zu meiner Tochter und sagte ihr: „Fräulein, mein Kollege, der Russe ist, hat bemerkt, daß Sie mit einem Gefangenen Briefe wechselten, und er will Sie in Smolensfk verhaften lassen; er ist wütend auf die Deutschen und hat erklärt, er würde Sie eher totschlagen, als daß er zugäbe, daß Sie in Smolensfk ungehindert den Bahnhof verlassen. Ich selbst bin Pole und habe eine Tochter in Ihrem Alter. Sie tun mir leid und ich möchte Sie retten, wenn es irgend möglich ist. Mein Rat ist der, Sie steigen auf einer Station vor Smolensfk aus; damit er Sie nicht bemerkt, verlassen Sie den Wagen auf der von der Station abgewendeten Seite, ich werde ihn bis zur Abfahrt des Zuges beschäftigen.“ Meine Tochter bekam natürlich einen furchtbaren Schreck, faßte sich aber bald und versprach dem menschenfreundlichen Schaffner, seinen Anweisungen gemäß zu handeln. Es glückte auch der Plan, und sie gelangte unbemerkt aus dem Zuge. Anstatt nun gleich den nächsten Zug zur Rückfahrt zu benutzen, ging sie mit dem Diener in das bei der Station gelegene Dorf, kleidete sich etwas anders, um nicht gleich kenntlich zu sein, mietete ein Bauernwägelchen und fuhr nach Smolensfk. Es war inzwischen Abend geworden, und sie war gezwungen, in ein Gasthaus zu gehen. In der Nacht fand die in Kriegszeiten übliche Revision der Gasthäuser statt, und der Diener stand Todesangst aus, als die Pässe geprüft wurden, während meine Tochter ruhig schlief. Die Polizei fand die Pässe in Ordnung und entfernte sich. Am nächsten Morgen versuchte meine Tochter, mich im Gefängnis aufzusuchen. Zuerst wurde sie an der Pforte ganz glatt abgewiesen, sie ließ aber nicht nach mit Bitten, und endlich schien der Pförtner erweicht und ging, um sich nach mir zu erkundigen. Bald kam er wieder und sagte meiner Tochter, ich sei krank ins Lazarett gebracht worden, sie könne mir doch nicht helfen und solle lieber sofort nach Hause fahren. Hier konnte sie mir in der Tat von gar keinem Nutzen sein; in der Stadt wimmelte es von Militär, Zivilpersonen sah sie fast gar nicht, es wurde ihr unheimlich, und sie entschloß sich schweren Herzens, mit dem

Diener nach Riga zurückzukehren. Als sie in Riga ankam, war es meiner Frau sofort klar, daß sie dort nicht bleiben könne, aber wohin? Glücklicherweise hatte ich schon vor meiner Verhaftung für beide Töchter Pässe zur Reise ins Ausland besorgt, denn ich wollte sie vor den Gefahren eines etwaigen Deutschen-Programms bewahren. Zufällig fuhr ein Freund unserer Familie in Geschäften nach Petersburg, der sich erbot, sie bis dorthin unter seinen Schutz zu nehmen. Gern wurde sein Anerbieten angenommen; er brachte sie in Petersburg noch auf den finnischen Bahnhof, und sie gelangte glücklich über Raumo nach Stockholm. Von dort aus telegraphierte sie an meine Frau, und nun erst war diese, die sich schrecklich beunruhigt hatte, von ihrer Angst erlöst. Jetzt aber trat ihr die Sorge um mich wieder näher, da erbot sich ein junger Mann aus dem Geschäft, nach Smolensk zu fahren und über mich Erkundigungen einzuziehen. Das schien freilich auch für ihn nicht ohne Gefahr, trotzdem trat er guten Mutes seine Reise an. Im Gefängnis zu Smolensk war man gegen ihn ehrlicher, als gegen meine Tochter; er bekam Zutritt ins Kontor, es wurde im Register nachgeschlagen und ihm mitgeteilt, daß ich nicht im Lazarett gewesen, wohl aber bereits am 23. September nach Moskau weiterbefördert worden sei.

Sein Zweck war erreicht; in Smolensk selbst wurde es auch ihm unheimlich, jeder seiner Schritte wurde beobachtet, er fuhr deshalb sofort nach Riga zurück. Nun entschloß sich meine Frau, in Begleitung meiner jüngsten Tochter nach Tobolsk abzureisen, um mir, wenn irgend möglich, zuvorzukommen und dort in meinem Interesse zu wirken.

Unsere Wohnung hatte sie der Frau Oberlehrer W. übergeben, die ihr in der schweren Zeit ein wahrer Trost gewesen war, immer hilfsbereit und umsichtig alles bedenkend, was ihr für unsere Angelegenheiten förderlich erschien. Leider mußte sie sehr bald nach Deutschland abreisen und durfte nicht einmal ihr Geld, das sie beim Verkauf ihrer Wohnungseinrichtung gelöst und auf einer Bank deponiert hatte, mitnehmen. Die Bank durfte an Reichsdeutsche nichts auszahlen.

Nach meiner Ankunft in Tobolsk merkte ich erst, wie sehr ich körperlich unter der ekelhaften und gemeinen Beförderung gelitten hatte; ich war zum Skelett abgemagert und vollständig blutleer. Mein Magen erforderte die sorgsamste Vorsicht und Pflege, ich war eben unterernährt. Durch die Schlittenfahrt bei dem wütenden Schneesturm war ein heftiger Bronchial-Katarrh bei mir vorbereitet worden, der gleich am nächsten Tage zum Ausbruch kam und mich für mehrere Wochen zwang, fast immer im Bett zu bleiben. Noch heute finde ich es als wunderbar, daß ich damals einer Lungenentzündung entgangen bin.

Unter den verbannten Reichsdeutschen hatten wir das Glück eine Anzahl treuer Freunde und guter Bekannten zu gewinnen, die uns den Aufenthalt in Tobolsk angenehm machten und uns bisweilen fast vergessen ließen, daß wir uns doch eigentlich in der übelsten Lage befanden, in der ein an geordnete Verhältnisse gewöhnter Mensch sein kann.

Was die Russen dazu trieb, alle Reichsdeutschen in Rußland, selbst die schon in Sibirien wohnenden, aus ihrer Umgebung zu reißen und an andere Orte, möglichst weit von jeder Bahnverbindung zu verschleppen, wird wohl nie klargestellt werden; wahrscheinlich trieb sie dazu ein unbewußter, gewissermaßen atavistischer Vernichtungsdrang, dem sie schon im großen Nordischen Kriege durch Verschleppung aller ihnen erreichbaren Deutschen nachgegeben hatten.

Wenn die Russen übrigens geglaubt haben sollten, durch diese Handlungsweise dem deutschen Volksbewußtsein einen tödlichen Stoß zu versetzen, so haben sie sich gründlich getäuscht, denn niemals ist das deutsche Zusammengehörigkeitsgefühl klarer und schöner zum Ausdruck gekommen, als in den Jahren 1914/15. Zahlreiche Personen, die kaum noch wußten, daß sie Deutsche sind, die kaum noch Deutsch verstanden, deren Väter und Großväter in diesem Lande sesshaft geworden waren — wahrlich nicht zu dessen Schaden —, fingen an sich wieder als Deutsche zu fühlen und verfolgten mit Stolz die großartigen Erfolge des herrlichen deutschen Heeres. Niemals vorher haben die

Deutschen in der Diaspora sich so eins gefühlt mit dem fernen Vaterlande.

Nach Tobolsk waren etwa 1200 Reichsdeutsche und Österreicher, vornehmlich aus Westsibirien, aber auch viele aus Lodz gebracht worden. Diejenigen, die über eigene Mittel verfügten, durften in der Stadt Wohnungen mieten und nach ihrem Gefallen leben, nur mußten sie um 7 Uhr abends zu Hause sein und sich wöchentlich zweimal bei der Polizei melden. Die Mittellosen, und das war die Mehrzahl, mußten in Räumen, die ihnen die Regierung anwies, oft in drangvoll fürchterlicher Enge wohnen. Für ihren Unterhalt bekamen sie für den Mann und Tag 9 Kop. von der Behörde.

Ferner befanden sich in Tobolsk etwa 350 bei dem ersten Russeneinfall aus Ostpreußen verschleppte Personen, darunter viele Knaben von 14—16 Jahren, die in einer alten Brennerei, einem elenden, haufälligen drei Stockwerke hohen Holzgebäude, untergebracht waren und von der Regierung beköstigt wurden. Diese Ostpreußen waren alle in dürftigster Sommerkleidung nach Sibirien gekommen. Da nahm sich der deutsche Konsul N. . . der Leute an und besorgte ihnen aus eigenen Mitteln Stiefel, warme Jacken und Mützen, sowie etwas Wäsche; dann veranlaßte er die Wohlhabenderen dazu, monatlich beliebige Summen zu Unterstützungszwecken bei ihm einzuzahlen. Nach seiner plötzlichen Abreise wurde das Begonnene von seinem Bruder, Herrn Richard N. . . , weitergeführt.

Beiträge kamen auch aus dem Auslande; ich entsinne mich, daß eine Geldsendung von mehr als 700 Rubeln aus Athen kam, die ein Herr Hinckfuß dort speziell für die Tobolsker Verschickten gesammelt hatte. So wurde es möglich, den Armen zu den täglichen 9 Kopeken einen Zuschuß von 2 Kopeken zu zahlen. Das klingt ja sehr wenig, für diese Ärmsten bedeutete es aber doch recht viel. Die Lebensmittel waren zum Glück sehr billig, Rindfleisch z. B. kostete das Pfund 8—15 Kopeken, Mehl das Pfund 5 Kopeken, Wild war fast umsonst zu haben, für einen abgezogenen Hasen zahlte man 5—10 Kopeken.

Um diese 2 Kopfeken täglich allen Bedürftigen zahlen zu können, waren monatlich etwa 600 Rubel nötig.

Kurz vor meiner Abreise hatte die Amerikanische Botschaft in Petersburg aus Deutschland eine größere Summe zu Unterstützungszwecken erhalten. Einen Teil davon, wenn ich nicht irre, gegen 1000 Rubel, hatte sie auch nach Tobolsk an den Gouverneur geschickt, dieser hatte das Geld dem Polizeimeister zur Verteilung übergeben. Dieser Herr machte sich die Sache leicht: er ließ eine Anzahl von ärmeren Reichsdeutschen zu sich kommen, gab dem einen 5 Rubel, einem anderen 10 Rubel und so fort, ganz nach Gutdünken, ohne sich nach der Bedürftigkeit der Betroffenen zu erkundigen. So konnte es vorkommen, daß einer der auf diese Weise Beglückten zu Herrn N. . . kam und ihm erzählte, daß er eben vom Polizeimeister 10 Rubel erhalten habe, er brauche das Geld aber nicht und bitte ihn, es für seine Armen zu verwenden. Daraufhin wandte sich Herr N. . . an die Amerikanische Botschaft mit der Bitte, solche Unterstützungsgelder künftig an ihn zu senden, er kenne die Bedürfnisse der in Tobolsk befindlichen Reichsdeutschen genau. Dieselbe Bitte habe ich im auswärtigen Amt in Berlin persönlich vorgetragen, und ich hoffe, es wird diese Angelegenheit jetzt zweckentsprechend geordnet worden sein.

Unter den gefangenen Ostpreußen befand sich auch ein älterer Herr von etwa 65 Jahren, Professor Sch. aus Loetzen, den die Russen bei einem wohl etwas zu weit ausgedehnten Ferienausfluge aufgegriffen hatten. Den Weg nach Augustowo hatte er mit allen andern zu Fuß zurücklegen müssen, von dort aus waren sie mit der Bahn in ununterbrochener Fahrt in Bummelzügen bis Tobolsk befördert worden. Für ihren Lebensunterhalt auf der Reise hatten sie die für russische Verhältnisse ganz außerordentlich hohe Vergütung von 20 Kopfeken täglich erhalten. Nach etwa 14 Tagen war die ganze Gesellschaft in Tobolsk eingetroffen und in die bereits erwähnte verlassene Brennerlei gesperrt worden. Das wenige Geld, das der Herr Professor bei sich gehabt hatte, war unterwegs bis auf einen kleinen

Rest ausgegeben worden, trotzdem erhielt er die Erlaubnis, in der Stadt bei einer verschickten reichsdeutschen Familie ein Zimmer zu mieten. Inzwischen hatte er dann mehrfach von seiner Familie aus Loetzen Geldsendungen erhalten.

Bereits am Sonntag nach meiner Ankunft lernte ich den Herrn Professor kennen und hatte dann öfter die Freude, ihn bei mir zu sehen. Er hatte viele Eingaben wegen seiner Befreiung bei Regierung und einflussreichen Privatleuten eingereicht und hielt an der Hoffnung fest, doch schließlich die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat zu erhalten. Und richtig, acht Tage, bevor ich Tobolsk verließ, erschien am frühen Morgen Polizei und Militär bei ihm und brachten ihn auf den Dampfer, der nach Tjumen abging. Es hieß, er müsse eilig nach Petersburg fahren, dort würde er den Reisepaß fürs Ausland erhalten. Er ist bis heute nicht in Deutschland angekommen! Vor wenigen Wochen erst teilte mir seine Gattin mit, daß er in der Pauls-festung in Petersburg im Gefängnis festgehalten werde und in einer Zelle zusammen mit dem evangelischen Pastor Brehm aus Eyck, den die Russen nach Wladiwostok verschleppt hatten, wohne. Beide warten auf ihre Auswechslung. Was eine Haft in russischen Gefängnissen bedeutet, kann nur der ermessen, der sich in gleicher Lage befunden hat. Es sind jetzt über vier Monate her, seit ich in Deutschland eingetroffen bin, und der arme Herr, der bei seinem Alter doch selbstverständlich pflegebedürftig ist, schmachtet noch immer in Rußland.*)

Nach meiner Ankunft in Tobolsk hatte man mir etwa vier Wochen lang seitens der Behörden vollständig Ruhe gegönnt, ich fing schon an, mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, hier unbehelligt bis zum Ende des Krieges leben zu dürfen. Da erschien eines Mittags ein Polizeibeamter bei mir in Begleitung

*) Zu meiner Freude erhalte ich soeben von Professor Sch. aus Loetzen die Mitteilung, daß er endlich ausgewechselt und über Torneo-Haparanda nach Deutschland entlassen ist. Die Behandlung im Gefängnis sei gut gewesen und ihm zur Beföstigung usw. monatlich der Betrag von 50 Rubel ausbezahlt worden.

eines Herrn, der sich als Arzt zu erkennen gab, und der erklärte, er sei von der Gouvernementsbehörde beauftragt, meinen Gesundheitszustand daraufhin zu untersuchen, ob ich eine Weiterbeförderung im Schlitten nach Beresow (etwa 700 Kilometer nördlich von Tobolsk), das sei eigentlich mein Bestimmungsort, ertragen würde.

Nach erfolgter Untersuchung diktierte der Arzt dem Polizeibeamten das Protokoll, aus dem hervorging, daß ich nicht beförderungsfähig sei. Die Herren verabschiedeten sich in sehr liebenswürdiger Weise. Nachher erfuhr ich, daß sie, bevor sie zu mir gekommen waren, sich bei der Wirtin nach uns erkundigt hatten. Diese hatte ihnen erzählt, daß wir sehr still lebten, ich sei krank und werde ärztlich behandelt.

Wenige Tage nach dieser ärztlichen Untersuchung erschien eines Morgens ganz früh, bei einer Kälte von 32° R derselbe Polizeibeamte und fragte an, ob ich mich wohl genug fühle, um zum Friedensrichter fahren zu können, es handle sich um eine Sache aus Riga; meine Frau sagte, das sei bei dieser Kälte wohl nicht möglich, unsere Aufwartefrau, eine Russin, deren Mann im Kriege war, erklärte aber dem Beamten ganz kurz und fast grob, ich sei viel zu krank und könne nicht kommen. Mit diesem Bescheide gab sich der Mann zufrieden.

Die Vorladung zum Friedensrichter machte mir wenig Sorge, denn bei diesen Herren kommen eigentlich nur Bagatellsachen zur Verhandlung. Meine Tochter erkundigte sich nach dem Grunde der Vorladung, aber der Herr Friedensrichter konnte scheinbar die Akten nicht finden und meinte dann, wahrscheinlich habe er sie zur Polizei geschickt, aber auch dort wußte man nichts von ihr.

Erst viel später wurde mir von meinem Bevollmächtigten mitgeteilt, daß der Untersuchungsrichter für besonders wichtige Sachen, der die Flottenvereins-Angelegenheit zu bearbeiten hatte, ein Herr Hurwitz aus Petersburg, durchaus verlangt habe, daß ich zur Verhandlung, die im Februar stattfinden sollte, nach Riga gebracht werde. Auf den Bericht der Tobolsker Polizei, daß ich nicht transportfähig sei, habe er nochmals dringend meine Über-

führung nach Riga verlangt, wenn es nicht anders möglich sei, in einem Lazarettwagen. Aber auch diesmal lehnte die Polizei unbeirrt meine Rücklieferung ab. Unendlich viel Leiden hat sie mir durch ihre Weigerung erspart. Außerdem hatte ich noch das große Glück, Weihnachten und Neujahr mit meiner Familie und einigen guten Freunden in stimmungsvoller Weise feiern zu können.

Am 24. Januar n. St. kam derselbe Beamte wieder zu mir und fragte mich, ob ich jetzt vielleicht die Fahrt zum Friedensrichter machen könne; da inzwischen prächtiger Sonnenschein bei milder Temperatur eingetreten war, und ich mich in der Tat gut erholt hatte, so sagte ich ihm, daß ich bereit sei. Am 28. Januar erschien ein Polizist und erklärte, er sei beauftragt, mich zum Friedensrichter zu bringen. Das machte mich zwar stutzig, denn es ist nicht Brauch, die zu dieser Zivilbehörde Befohlenen durch die Polizei holen zu lassen. Es half aber nichts, ich mußte folgen, und meine Tochter begleitete mich. Der Friedensrichter las mir ein Schreiben aus Riga vor und verlangte von mir Auskünfte in der Flottensache, die ich seinerzeit längst gegeben hatte. Es wurde ein regelrechtes Verhör, und als das Protokoll darüber beendet war und wir uns empfehlen wollten, sagte der Herr, es tue ihm leid, aber ich müsse dem Polizisten sofort ins Gefängnis folgen, da er beauftragt sei, mich sofort verhaften zu lassen. Mit Mühe erhielt ich noch die Erlaubnis, erst zu Hause anfahren zu dürfen, um einige notwendige Sachen ins Gefängnis mitzunehmen.

Diese abermalige Verhaftung war ein harter Schlag für uns alle. Es ließ sich aber nicht ändern, und Frau und Tochter versprachen mir, mich so oft als möglich zu besuchen. Geld, Wertgegenstände und Messer ließ ich zu Hause, weil ich wußte, daß man mir alles derartige wegnehmen würde. So war es denn auch in der Tat, nur daß man hier noch weiter ging, als bei der Etappe. Wäsche, Strümpfe, Taschentücher, Pelz, Mütze, selbst Klosettpapier nahm man fort und sagte, das könne ich nur bei Bedarf bekommen. Der Trauring wurde im Kontor verwahrt.

Kurz, ich durfte nur das behalten, was ich auf dem Leibe trug, und Taschentücher, die ich zufällig doppelt in der Tasche hatte. Die Durchsuchung meiner Kleider erfolgte so peinlich genau wie damals in Tjumen; merkwürdigerweise ließ man mir aber 100 Zigaretten, die ich mitgenommen hatte.

Ich wurde dann in eine Einzelzelle für Untersuchungsgefangene gebracht, sie enthielt einen Tisch, einen Stuhl, einen aufklappbaren hölzernen Bettrahmen und einen Kübel, der sich in einem gutschließenden hölzernen Kasten befand, von dem aus sogar ein Abzugsrohr in den vom Korridor aus geheizten Ofen führte. Außerdem gab es noch einen Tropsapparat, an dem ich mich waschen konnte.

Die Luft war gut, das Fenster leider sehr hoch angebracht, so daß ich keinen Blick hinauswerfen konnte, es war aber nach Süden gelegen, und da das Wetter fast immer sonnig war, so konstruierte ich mir eine Art Sonnenuhr, indem ich mit Kohle von abgebrannten Zündhölzern entsprechende Zeichen an die Wand machte. Hier kam ich zu der Überzeugung, daß Einzelhaft das Allerschrecklichste für den Gefangenen bedeutet.

Den Wächtern schien es streng verboten worden zu sein, mit mir zu sprechen, jedenfalls antworteten sie auf alle meine Fragen nur ganz kurz und stets ausweichend. Ich hatte keinerlei Beschäftigung, kein Buch, gar nichts, womit ich mich hätte zerstreuen können, und geriet in einen Zustand, der fast an Verrücktheit grenzte. Als ich verhaftet wurde, war meine Frau leidend, die vielen Aufregungen, das Entsetzen über meinen Anblick, als ich von der Etappe kam, waren zuviel für sie gewesen; ihr Herz hatte gelitten, so daß sie zweimal einen Ohnmachtsanfall gehabt hatte. Wohl waren diese Anfälle ohne ernste Folgen vorübergegangen, aber jetzt in der Einsamkeit fing der Gedanke an ihren Zustand an, mich zu peinigen, sie konnte vielleicht ernstlich krank geworden sein, und ich war ihr so nahe, daß ein lauter Ruf bis zu unserem Hause hätte dringen können, und doch war ich ihr unerreichbar fern. Geradezu fürchterlich marterten mich diese Gedanken, als der Sonntag vergangen war, ohne daß ich in den

Besuchsraum geholt worden war. Sie hatte mir fest versprochen zu kommen, und doch hatte ich vergeblich gewartet, das konnte doch nur den Grund haben, daß die neue Aufregung ihre Gesundheit ernstlich erschüttert haben mußte. Am Abend beim Appell fragte ich den Gehilfen des Direktors, ob er nichts von meiner Frau wisse, sie hätte mich heute besuchen wollen, sei aber nicht gekommen. Er antwortete mir, daß die Erlaubnis zum Besuch vom Prokureur (Staatsanwalt) erteilt werden müsse, wahrscheinlich habe der sie verweigert. So verhielt es sich in der Tat. Meine Frau hatte gehofft, mir täglich das Essen bringen zu dürfen, auch das wurde nicht gestattet, nur zweimal wöchentlich, am Donnerstag und am Sonntag, genoß ich die Wohltat der häuslichen Küche. Natürlich erhielt ich das Essen eiskalt, obgleich das Geschirr zu Hause sorgfältig in wattierte Überzüge gesteckt worden war. Diese Überzüge durften doch nicht in meine Hände kommen, wer weiß, was da alles darin verborgen war! Der „deutsche Teufel“ konnte auch mit kalter Kost auskommen. Was mir sonst zugesandt wurde: eigengebackenes Brot, Speck, Wurst, auch Kuchen, hatte man zu Hause sorgfältig in weißes Pergamentpapier eingeschlagen, ich erhielt es durch einen Gefangenen überbracht, der es ohne die schützenden Hüllen in seinen schmierigen Händen trug.

Von den Betten, die ich ins Gefängnis hatte mitnehmen wollen, wurden mir nur ein Pfühl, ein Kissen und eine Kamelhaardecke gestattet, alles übrige mußte meine Tochter, die mich bis an die Gefängnisporte begleitet hatte, wieder zurücknehmen. Das Wenige, was man mir gelassen hatte, wurde jeden Morgen aus der Zelle entfernt und mit den Strohsäcken der anderen Gefangenen zusammen in einem besonderen Raume aufbewahrt. Selbstverständlich dauerte es nun gar nicht lange, und ich wurde vom Ungeziefer ebenso geplagt wie auf der Etappe. Zum Glück hatte man mir meinen Kneifer gelassen, so daß ich doch in der Lage war, meine Wäsche und Kleider einigermaßen sauber zu halten. Ich hatte darum gebeten, mein Bettzeug und den Strohsack auch tagsüber in meiner Zelle behalten zu dürfen, und auf

meinen leidenden Zustand hingewiesen, der es nötig mache, daß ich mich bisweilen auf kurze Zeit hinlege, war aber seitens der Direktion abschlägig beschieden worden; da bat ich darum, dem Gefängnisarzt vorgeführt zu werden, der persönlich in meiner Zelle erschien und denn auch die Erlaubnis, die Betten ebenfalls am Tage zu behalten, erwirkte. Meine Frau hatte dem Herrn allerdings vorher einen Besuch gemacht.

Was in der Welt vorging, erfuhr ich nicht mehr; man kann sich denken, auf was für Ab- und Irrwege die erregte Phantasie geriet. Um mein Schicksal hatte ich bisher nur geringe Sorge getragen, jetzt fing ich sogar an, mich damit zu quälen. Ich wußte, daß in diesen Tagen die Verhandlungen wegen des Flottenvereins in Riga stattfinden sollten und daß die Angeklagten sich dazu einen der bekanntesten Verteidiger Petersburgs für schweres Geld gewonnen hatten — die Zeitungen hatten das schon im Dezember berichtet —, nun schien es mir ganz natürlich, daß dieser Herr, um seinen Klienten Entlastung zu schaffen, auf mich alle Schuld wälzen würde, und ich hätte niemand, der für mich sprechen könnte. Ich hätte mir deswegen keine Unruhe zu machen brauchen, denn ich war zwar derjenige, um den sich die Anklage am meisten bemühte, um eine Art von Verschwörung gegen das Russische Reich festzustellen, und sollte der Rädelsführer gewesen sein, aber meine persönliche Sache war zurückgestellt worden, weil ich nicht zur Verhandlung erschienen war. Mein Fall sollte erst im Mai zur Aburteilung kommen.

Zum Glück wußte ich das nicht, erfuhr auch nicht, daß meine Rigaer Flottenvereins-Kollegen zu je einem Jahre Festungshaft verurteilt worden waren. Mich hätte mindestens die gleiche Strafe getroffen, wenn nicht eine härtere, denn die Nowoje Wremja hatte sich schon im November die größte Mühe gegeben, mich als einen der tätigsten Agenten Deutschlands hinzustellen, der mit Hilfe der baltischen Ritterschaft, die bei dieser Gelegenheit auch einen Hieb abbekommen sollte, die genauesten Karten der einzelnen Kreise der Ostseeprovinzen angefertigt und der mit Unterstützung einiger namentlich genannten Herren die germanische

Propaganda in diesen Provinzen organisiert hätte. Die Fäden dieser Organisation wären in meiner Hand vereinigt gewesen.

Bei diesen Schand- und Hezartikeln der Nowoje Wremja muß die Rigasche Gendarmerie die Hand im Spiele gehabt haben, denn es wäre sonst dem Verlage der Zeitung nicht möglich gewesen, eine von mir ausgestellte Flottenvereins-Mitgliedskarte, die bei dem Rigaschen Stadtgartendirektor Herrn G. Kuphaldt beschlagnahmt worden war, im Faksimile zu veröffentlichen. Am Sonntag, 14. Februar, hatten mich wieder die häßlichsten Gedanken gepeinigt und die schwärzesten Bilder verfolgt; der Tag war mir endlos lang geworden, und ich hatte mich schon um 7 Uhr entkleidet aufs Bett gelegt. Plötzlich schreckte ich auf, meine Tür wurde geöffnet, und es erschien der Oberschließer mit zwei Wächtern und herrschte mich an: „Steh auf! Packe deine Sachen zusammen, es geht fort!“ Mich durchzuckte der Gedanke, jetzt werde ich wieder nach Riga transportiert und habe nun niemand, der sich meiner annimmt. Meine Familie erfährt vermutlich erst am Donnerstag, daß ich fort bin. Wie werden sie zu Hause erschrecken, wenn sie die Nachricht erhalten!

Da ich mir den rechten Stiefel nur unter großen Schwierigkeiten selbst anziehen kann, so sollte mich mein Wächter unterstützen, der tat es aber nicht, der andere, ein jüngerer Mann, mußte mir helfen. Als alles zusammengepackt war, wurden aus der Kamise mein Pelz und die übrigen dort abgelegten Sachen herbeigeschafft, die Wächter trugen die Pakete, der Oberschließer stützte mich, und so ging es durch die Höfe ins Kontor. Nach kurzem Warten erschien der Direktor in eigener Person mit einem Telegramm in der Hand, das er mir vorlas. Ich hatte wenig mehr verstanden als die Worte: „Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers“. Auf meine Frage, was nun mit mir geschehen würde, antwortete er mir, ich sei frei und könne gehen, wohin ich wolle. „Also könne ich nun nach Hause?“ „Nein, nach Riga nicht, aber hier in Tobolsk könne ich nach meinem Gefallen leben; erst aber müsse ich zur Polizei, dort würde ich das Geld, das meine Tochter für mich eingezahlt habe und von dem

wenig verbraucht sei, zurückerhalten. Gleichzeitig gab er mir meine Ringe wieder. Ich war frei und durfte zu den Meinen! — Der Umschlag von der trostlosen Stimmung des heutigen Tages zu dem Gefühl des Erlöstseins von aller Qual war so gewaltig, daß ich am liebsten laut geheult hätte.

Im Hofe stand ein Schlitten, den mir der Gefängnisdirektor zur Verfügung gestellt hatte, ein Wächter setzte sich zu mir, und bei wunderbarem Sternenhimmel sausten wir auf prächtiger Schlittenbahn den Berg hinunter zur Polizeiverwaltung. Meine Sachen wurden abgeladen und ins Kontor gebracht, dort erhielt ich mein Geld (9 Rubel 5 Kopfen), die Gefängnisbeamten fuhrten fort, derselbe freundliche Polizist, der bei meiner Ankunft in Tobolsk meine Frau herbeigeholt hatte, besorgte einen Fuhrmannsschlitten, packte meine Sachen und mich hinein, setzte sich zu mir, und nach Hause ging es. Es war fast 10 Uhr geworden und die Meinen im Begriff, sich zur Ruhe zu legen, als der Polizist stürmisch klingelte. Meine Tochter und meine Frau erschienen, Polizist und Kutscher wurden belohnt, und wir feierten ein Wiedersehen bis tief in die Nacht hinein.

Im Hause wartete meiner noch eine Überraschung. Meine langjährige erste Kassiererin, die plötzlich zusammen mit allen reichsdeutschen Frauen und Kindern ausgewiesen worden war, hatte sich kurz entschlossen, zu uns nach Tobolsk zu reisen, und war einige Tage zuvor eingetroffen; sie blieb von da ab unsere Hausgenossin.

Noch vor meiner Verhaftung hatte mein Bevollmächtigter mich telegraphisch gebeten, ich möge ihm doch sofort die polizeiliche Bestätigung einschicken, daß ich in Tobolsk lebe; es war nämlich eine Verfügung ergangen, daß an Geschäfte, deren reichsdeutsche oder österreichische Besitzer ins Ausland abgereist seien, seitens der Post vom 1. Januar ab nichts mehr ausgeliefert werden dürfe, er hatte infolgedessen keine Pakete und keine Geldsendungen erhalten können. Da ich ihm nun diese Bestätigung sofort senden konnte, so erhielt er am 21. Januar eine Riesepost auf einmal.

Vom Geschäft brachte die Dame leidliche Nachrichten. Das arg zusammengeschrumpfte Personal war freilich recht wohl imstande, die Arbeiten zu erledigen, immerhin, es gab doch noch zu tun, und es gab sogar noch Einnahmen.

Die Freude über meine Befreiung war in Tobolsk allgemein sehr groß, und ich wurde von allen Seiten beglückwünscht. Wir lebten wieder nach alter Weise, und nach einiger Zeit erschien mein alter Polizeibeamter, teilte mir noch einmal offiziell mit, daß ich nun wirklich frei sei und konnte es gar nicht begreifen, daß ich auf telegraphischen speziellen Befehl des Kaisers aus der Haft befreit worden sei. Ob ich denn ein Gesuch an den Kaiser gerichtet habe? (Im Russischen sagt man: Ein Gesuch auf den Allerhöchsten Namen einreichen.) Als ich das verneinte, stieg seine Hochachtung ganz bedeutend. Auf meine Frage, ob ich denn nun ins Ausland reisen dürfe, meinte er, das könne wohl sein, doch müsse ich dazu die Erlaubnis vom Rigaschen Gouverneur, der mich zur Verschickung verurteilt hätte, einholen.

Um diese Zeit erschien eine Verordnung, daß am 1. April alle Geschäfte, deren Inhaber Reichsdeutsche seien, liquidiert sein müßten, und daß die Geschäfte, deren Liquidation bis dahin nicht erfolgt sei, geschlossen und die Lagerbestände versteigert werden würden. Darauf durfte ich es im Interesse des deutschen Verlagsbuchhandels nicht ankommen lassen. Ich schrieb deshalb meinem Bevollmächtigten, er möge mich doch in Tobolsk besuchen. Er kam, und ich übertrug ihm das ganze Geschäft, wie es stand und lag, notariell. Wie ich kürzlich über Tobolsk erfahren habe, ist das Geschäft noch am 20. Juli unter der alten Firma geöffnet gewesen.

Der Herr reiste zurück und übergab mein Gesuch um Erlaubnis zur Abreise ins Ausland persönlich dem Generalgouverneur Kurlow. Dieser erklärte, er sei der Meinung, da seine Majestät die Erlaubnis bereits erteilt habe, so werde wohl kein Gouverneur etwas daran ändern wollen, er für seine Person habe jedenfalls nichts gegen meine Abreise, und er werde in diesem Sinne nach Tobolsk schreiben. Das hat er auch getan.

Etwa Mitte April erhielt ich vom Gouverneur in Tobolsk die endgültige Genehmigung zur Abreise. Gleichzeitig wurde mir gegen Zahlung der übrigen Paßgebühren ein Erlaubnischein für mich und meine Familie ausgestellt, auf Grund dessen wir bis Bjeloostrow reisen durften, dort würden wir den eigentlichen Auslandspaß erhalten. Inzwischen hatte ich mich an die Amerikanische Botschaft in Petersburg gewandt, um genau zu erfahren, wie viel Geld ich eigentlich ins Ausland mitnehmen dürfe, da ich weder in Tobolsk noch in Riga Genaueres darüber erfahren konnte. Die Botschaft teilte mir mit, daß die Höhe der Summe nicht begrenzt sei, nur dürfe ich kein Gold und keine zinstragenden Papiere mitnehmen. Ich fühlte mich über diesen Punkt nunmehr vollständig beruhigt.

Da ich die Reise nach Tjumen nicht im Wagen zurücklegen wollte, weil die Wege grundlos sein sollten, so mußten wir bis zur Eröffnung der Schifffahrt auf dem Tobol warten. Mit dem ersten Dampfer wollten wir auch nicht fahren, weil mit ihm eine Unmenge Rekruten befördert wurden; wir fuhren deshalb erst am 8. Mai ab. Unsere Wirtin, eine immer gefällige und freundliche Frau, die mich bei meiner Freilassung überaus herzlich begrüßt und beglückwünscht hatte, war beim Abschiede ganz traurig, desgleichen die alte Magd, die seit Weihnachten ohne Nachricht von ihrem Manne war. Sie hoffte noch, daß er in Gefangenschaft geraten sei und sich nun in Deutschland befinde. Unsere neuen Freunde unter den Zivilgefangenen freuten sich aufrichtig, daß es uns vergönnt war, nach der Heimat zurückzukehren. Gewiß wäre jeder einzelne gern an unserer Stelle gewesen oder hätte uns wenigstens mit großem Vergnügen begleitet.

Unter den Zivilgefangenen habe ich am meisten die jungen Leute, Schüler und Studenten bedauert, die aus Deutschland nach Rußland gekommen waren, um die Ferien bei den Eltern oder Verwandten zu verleben, nicht mehr zurückdurften und jetzt die wichtigste Zeit der körperlichen und geistigen Ausbildung, der intensivsten Lebensbetätigung in dumpfem Nichtstun, unter zumeist äußerst ungünstigen Bedingungen, vielfach ohne Mittel, hinbrin-

gen müssen. Nach Tobolsk war ein junger Freund aus Riga gekommen, dessen Eltern nach Deutschland abreisen durften, während er, der fast 18 Jahre alt war, ins Innere Rußlands abreisen mußte. Er hatte sich zuerst nach Tomsk gewandt, weil er dort Freunde aus Riga zu finden hoffte, die in herzlichen Beziehungen zu seinem Elternhause gestanden hatten. Diese Freunde waren aber weiter nach Norden in den Narymschen Kreis geschickt worden. Auch ihn duldeten man nicht in Tomsk. Nachdem er 14 Tage dort auf der Polizeiwache hatte zubringen müssen, erhielt er die Erlaubnis, nach Tobolsk zu reisen und dort zu bleiben. Er kam kurz vor Weihnachten an und konnte dann mit uns das Weihnachtsfest feiern. Er war bis zu unserer Abreise gut daran gewesen, denn er bekam genügend Mittel, um anständig leben zu können. Wie aber werden die Tausende von jungen Leuten den zweiten Winter, der für die meisten viel härter sein wird, überstehen? Wahrlich, Rußland hat sich mit diesen sinnlosen Verschleppungen ein unauslöschliches Schandmal aufgedrückt!

Als wir auf den Dampfer kamen, der 500 österreichische Kriegsgefangene zu landwirtschaftlichen Arbeiten nach Tjumen beförderte — es waren Tschechen —, bemerkten wir bald, daß wir doch nicht so aufsichtslos in die Freiheit entlassen wurden. Ein älterer Landpolizist lächelte uns stets so besonders vertraulich an, wenn wir in seine Nähe kamen, und es dauerte nicht lange, so eröffnete er uns, daß er beauftragt sei, uns nach Tjumen zu begleiten, dort müsse er uns der Polizei übergeben. Diese Aussicht gefiel uns gar nicht; weil aber daran doch nichts zu ändern war, so genossen wir deshalb die Fahrt, die 38 Stunden dauerte und durch schönes Wetter begünstigt war, mit nicht geringerer Wonne.

Wir hatten oft langen Aufenthalt, der Dampfer wurde mit Holz geheizt und brauchte davon sehr viel. An den Haltestellen wurden riesige Mengen eingenommen, und das dauerte immer geraume Zeit. Am Ufer gab es dann viel Leben, Tatarenfrauen und Russinnen brachten Brot, Butter und Eier zum Verkauf, und es entwickelte sich stets ein lebhafter Handel.

An einer dieser Haltestellen standen eine große Anzahl Kriegsgefangener, die sich gerne mit den auf dem Dampfer befindlichen Tschechen unterhalten wollten; an der Sprachenfrage wäre der Versuch beinahe gescheitert. Unsere Leute verstanden nur Tschechisch, die andern aber alle möglichen Sprachen, wie Rumänisch, Ungarisch, Kroatisch und Italienisch. Endlich rief ein Unteroffizier zum Dampfer hinüber: „Ist denn da keiner, der Deutsch versteht?“ Da meldete sich ein sehr sorgfältig, fast kokett gekleideter Feldwebel, der Deutsch sprach, und nun ging das Fragen und Erzählen los. Die am Ufer Stehenden waren in Przemysl gefangen genommen worden und erzählten von den Leiden der letzten Wochen und der nicht mehr zu vermeidenden Übergabe. Sie sagten, in der Festung wären höchstens noch 50 000 Mann Militär gewesen, während die Russen in ihren offiziellen Telegrammen behauptet hatten, sie hätten ungefähr 110 000 Mann gefangen genommen. Die Tschechen waren sehr kleinlaut, vielleicht hatten sie ein böses Gewissen, die andern aber waren sehr hoffnungsvoll und fest davon überzeugt, daß die Russen bald aus Galizien herausgeworfen werden würden. Sie haben sich glücklicherweise nicht getäuscht.

Unser Landpolizist erzählte uns, er habe schon viel Gutes von uns gehört, unsere alte Magd, die Afjinschka, sei nämlich eine gute Freundin von ihm, und er freue sich sehr, uns begleiten zu können.

In Tjumen kamen wir um Mitternacht an und mußten auf dem Landungsplatze warten — bei unheimlicher Fackelbeleuchtung —, der Polizist war zur Stadt gegangen, um uns anzumelden. Wir saßen geduldig auf unserem Gepäck; plötzlich stellten sich rund um uns eine große Anzahl Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett auf. Meine Damen bekamen einen gehörigen Schreck, sie glaubten beinahe, diese Machtentfaltung gelte uns. Sehr bald wurde uns aber die Ursache klar. Es galt nämlich, die österreichischen Kriegsgefangenen, von denen weitere 500 Mann mit einem anderen Dampfer anlangten, zu empfangen und weiter zu transportieren. Es dauerte ziemlich lange, bis die 1000 Mann an uns vorbeimarschiert waren.

Nach langer Zeit kam endlich ein anderer Polizist und sagte uns, wir möchten zum Bahnhof fahren. Droschken standen in großer Zahl bereit; unser Gepäck wurde aufgeladen, und auf schauerlichen Wegen, immer in Gefahr, umgeworfen zu werden, kamen wir nach halbstündiger Fahrt ganz zerschlagen beim Bahnhof an. Dort empfing uns unser alter Polizist und sagte, er werde bis zur Abfahrt des Zuges bei uns bleiben. Er besorgte uns Fahrkarten bis Petersburg, gab unser großes Gepäck auf und war überhaupt sehr um uns bemüht. Als unser Zug um 6 Uhr morgens vorfuhr, bemächtigte er sich unseres Handgepäcks, brachte uns zu unseren Plätzen, ordnete unsere Sachen sehr zweckmäßig und verabschiedete sich von uns allen, wie von alten Freunden, durch kräftigen Händedruck.

Die Fahrt im Schnellzug dauerte 75 Stunden. Da wir jeder eine ganze Bank für uns hatten und über einen Abteil ganz allein verfügten, so reisten wir herrlich. Der Prowodnik (Schaffner-Kellner) besorgte uns Teewasser, und weiter brauchten wir nichts, weil wir alle notwendigen Lebensmittel mitführten.

In Petersburg kamen wir mit geringer Verspätung an, konnten aber doch den Hauptzug nach Bjeloostrow nicht mehr erreichen, so daß wir um etwa 2 Stunden zu spät auf dieser ersten finnischen Station anlangten und deshalb auch gleich mit der mißtrauischen Frage empfangen wurden: „Weshalb kommen Sie so spät?“ Wir gaben die nötige Erklärung, unser Handgepäck wurde untersucht, und man geleitete uns zu einem Wagen zweiter Klasse, der auf einem toten Gleise stand. Hinter uns wurde abgeschlossen — wir waren wieder einmal Gefangene. Nach einiger Zeit kam eine Art von Kellner, fragte uns, ob wir etwas wollten, und brachte uns das Bestellte nebst Teewasser.

Am Nachmittag wurden wir wieder abgeholt, unsere Bagage sollte durchsucht werden. Das geschah in der Weise, daß die Koffer auf einem Tische einfach umgestülpt wurden, der Inhalt konnte jetzt bequem gemustert werden. Meine Damen wurden ins Nebenzimmer gerufen und dort von einer Frau genau durchsucht. Mich fragte man, ob ich Geld bei mir habe, ich zeigte

meine ganze Barschaft, zusammen mit dem Briefe des Amerikanischen Botschafters, vor. Dieser Brief hatte in den Augen des Gendarmerie-Offiziers keinen Wert, denn er sagte, eine Bestimmung, wie sie der Botschafter anführe, bestehe nicht oder doch nicht mehr, ich dürfe nur 500 Rubel behalten, das übrige müsse ich dortlassen, es würde nicht konfisziert, sondern nur sequestriert, nach dem Kriege würde ich es zurückbekommen. Was blieb mir übrig, ich mußte ihm 315 Rubel bar und 50 000 Rubel in Wechseln übergeben. Er packte alles zusammen in einen großen Briefumschlag und schrieb meinen Namen, das Datum und den genauen Inhalt darauf. Eine Quittung verweigerte er mir. Unsere Sachen wurden darauf wieder eingepackt und wir in unserem Wagen eingeschlossen.

Abends um 9 Uhr sollte der Zug abgehen, und wir hofften die Reise in diesem Wagen, der sehr bequem war und lange Bänke hatte, zurücklegen zu können, statt dessen hieß es um 8 Uhr, wir müßten in einen anderen Wagen.

Das war ein böser Tausch, wir kamen in einen Wagen ältesten Modells mit ganz kurzen Bänken, in dem schon etwa 20 Landleute und einige Kinder Platz gefunden hatten. Wir mußten sehr bescheiden sein und gar keine Ansprüche machen; an Schlafen war wohl überhaupt nicht zu denken, und wir hatten zwei Nächte vor uns. Die Fenster waren weiß gestrichen, so daß wir keinen Blick hinaus tun konnten, und die Türen wurden verschlossen gehalten. In unserem Wagen nahm ein Gendarm Platz, der übrigens 5—6 mal gewechselt wurde. In Torneo langten wir Sonnabend morgen um 11 Uhr nach 38 stündiger Fahrt sehr ermüdet an. Hier wurden wir und unser Gepäck noch einmal sehr genau durchsucht, wobei man besonders nach schriftlichen Aufzeichnungen forschte, dann wurden wir einem deutschen Konsulatsvertreter aus Haparanda übergeben, der mit der ganzen Reisegesellschaft den Marsch über die Brücke des Torneo-Elf nach Schweden hinüber antrat. Leider konnte ich mich da nicht anschließen, ich mußte auf einem unbequemen zweirädrigen Wagen, dem ortsüblichen Beförderungsmittel, bei kaltem Regenwetter

in Begleitung meiner Frau und eines finnischen Polizisten den weiten Umweg auf der Landstraße nach Haparanda fahren. In Schweden wurden wir sehr liebenswürdig empfangen, die Musterrung auf dem Zoll erfolgte ohne jede Härte, an die wir bisher gewöhnt waren. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entrang sich unserer Brust, denn jetzt erst waren wir ganz frei.

Die Fahrt von Haparanda nach der nächsten schwedischen Eisenbahnstation Karungi (etwa 26 Kilometer) legten wir im Automobil zurück. Das war eine schreckliche Fahrt, die Straße ist neu, ungepflastert und so schmal, daß kaum zwei mäßig breite Wagen einander ausweichen können. Zu beiden Seiten der Straße ziehen sich tiefe Gräben hin. Wir überholten unzählige Bauernwagen, die sibirische Butter in riesigen Mengen nach Karungi führten, wahrscheinlich für England. Zweimal blieb unser Auto im aufgeweichten Wege stecken, aber im Nu sprangen schwedische Soldaten herbei und machten uns wieder flott. Wo sie so plötzlich herkamen, weiß ich nicht, jedenfalls hatte ich keinen vorher gesehen.

Der Bahnhof Karungi war noch unfertig, wir gingen in ein Kaffeehaus, um uns nach der Fahrt im Regen zu erwärmen; auch das schien eben erst fertig geworden zu sein, war aber sehr sauber und machte einen freundlichen Eindruck. Am Wege lag noch überall Schnee, und wir waren froh, als wir uns endlich in unserm angenehm durchwärmten Schlafabteil zur langentbehrten körperlichen und jetzt endlich auch seelischen Ruhe ausstrecken konnten. Nordschweden, das unser Zug durcheilte, ist gebirgig, hat zahlreiche große, herrlich gelegene Seen, machte aber doch jetzt, Mitte Mai, noch einen recht winterlichen Eindruck. Schnee gab es noch genug in den Schluchten, und die Wasserflächen waren zum größten Teile noch mit Eis bedeckt.

Endlich kamen wir in Stockholm an, wurden vom Deutschen Hilfsverein freundlich empfangen und mit Tee und Butterbrot erquickt. In Stockholm erholten wir uns einen Tag und kamen am 21. Mai nachts um 2 Uhr über Trelleborg-Saßnitz in Berlin an. Auf dem Bahnhofe wurden wir von Verwandten und meiner

ältesten Tochter, die den Schwesternberuf ergriffen hat, empfangen. Die Freude des Wiedersehens will ich nicht schildern, ich war ja schon als tot gemeldet und betrauert worden, und von meiner Tochter hatten wir in Sibirien nichts gehört.

Jetzt endlich erfuhr ich auch, daß mein Sohn, der in Königsberg studiert hatte, bei Ausbruch des Krieges in das Heer eingetreten war, durch einen Sturz vom Pferde während der Ausbildung sich ernstlich beschädigt hatte, jetzt wieder in Königsberg für die Feldartillerie ausgebildet wurde. Ehe er ins Feld rückte, durfte er uns zu unserer Freude auf drei Tage besuchen. Jetzt hat er schon an den Verfolgungskämpfen vor und hinter Brest-Litowsk teilnehmen können.

Von meinen Genossen auf der Etappe habe ich wenig mehr gehört, sie sind alle im Tomskischen Gouvernement zerstreut. Von Herrn v. S. weiß ich, daß er an seinem Bestimmungsorte, einem Dorfe etwa 300 Kilom. nördl. Tomsk, bei 42° R Kälte ohne Frostschäden angekommen ist und dort angenehme Leute, Verbannte aus Riga, vorgefunden hat, mit denen er zusammen lebt. Wo die Letten geblieben sind, konnte ich leider nicht erfahren, ebensowenig, was aus dem armen Herrn W. aus Uman geworden ist.

Die schrecklichste Zeit meines Lebens liegt hinter mir, was die Zukunft bringen wird, weiß Gott allein. Wir müssen uns in Geduld fassen und das Beste hoffen.

Unsterblichkeit

von Hermann Graf Keyserling

Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher
Vorstellungswelt

Zweite Auflage. Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Inhalt: Über den Unsterblichkeitsglauben überhaupt. Todesglauben. Das Problem des Glaubens. Dauer u. Ewigkeit. Das Bewußtsein. Mensch u. Menschheit. Individuum u. Leben.

Prolegomena zur Naturphilosophie

von Hermann Graf Keyserling

Preis geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Dieses Buch stellt das erste Hauptwerk des Verfassers dar, insbesondere die Einlösung des in Form des „Gefüges der Welt“ gegebenen Versprechens. In knapper, aber überaus klarer Form werden Sinn, Charakter und Grenzen des wissenschaftlichen Weltbildes bestimmt und es wird gezeigt, was Naturforschung leisten kann und was nicht.

Beiträge zu einer optimistischen Weltauffassung

von Prof. Dr. Elias Metschnikoff

Vorstand des Institut Pasteur in Paris

Mit 27 Abbildungen. Preis geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Inhalt: Über das Altern. Die Lebensdauer im Tierreich. Studien über den natürlichen Tod. Soll man versuchen das Leben des Menschen zu verlängern? Die pinchischen Rudimente des Menschen. Über einige Punkte in der Entwicklungsgeschichte der tierischen Gesellschaften. Pessimismus und Optimismus. Goethe und Faust. Wissenschaft und Moral.

Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies

von Albert Reibmayr

1. Band: Die Züchtung des menschlichen Talentes und Genies in Familien u. Kasten.
517 S. gr. 8° m. 3 farbig. Karten. Preis geh. M. 10.—, in halbfranz gebd. M. 12.—

2. Band: Zusätze, historische, genealogische und statistische Belege.

448 Seiten. gr. 8°. Preis geh. M. 8.—, in halbfranz gebd. M. 10.—

Die Vollendung des arischen Mysteriums in Bayreuth

von Professor Dr. Leopold von Schroeder,

256 Seiten. 8°. Preis geh. M. 5.—, gebd. M. 6.—

Dieses Buch würdigt die großen Musikdramen Rich. Wagners vom Fliegenden Holländer bis zum Parsifal nach ihrer überragenden Bedeutung und sieht in ihnen die Erfüllung der uralten arischen Mythen und ihre Erweckung zu einem völlig neuen herrlichen Leben. Allen Bewunderern des Wagnerischen Genies wird das Werk eine Quelle des Genusses und ein Führer zum tieferen, schöneren Verständnis der großen Dramen sein. „Das schöne Buch, worin sich gelehrtes Wissen mit einer lebendigen Kunstbegeisterung verbindet, darf man als eine wirkliche Bereicherung der Wagnerliteratur bezeichnen“.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse=Strasse 26.

Zwei Millionen Deutsche in Rußland

Rettung oder Untergang?

Eine Denkschrift von C. C. Eiffe.

Mit einer Karte der deutschen Niederlassungen in Rußland. Preis 1 Mk.

Der Verfasser, einer der tüchtigsten Vorkämpfer unseres Volkes, hat alle deutschen Kolonien Rußlands selbst bereist und enge Beziehungen zu den führenden Männern geknüpft. Das Buch ist mit Herzblut geschrieben und es wirkt dementsprechend. Zwei Auflagen sind als Handschrift verbreitet worden und haben in den maßgebenden Kreisen den in dem Buche niedergelegten Gedanken Bahn gebrochen.

Rußlands Fremdvölker

Seine Stärke und Schwäche

von Ekkehard Ostmann, Preis 50 Pf.

Die Ukraine

Beiträge zur Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft

von Otto Kessler

Mit einer Karte der Ukraine. Preis Mk. 1.20.

Die ukrainische Frage beschäftigt heute die politische Welt. Zur Aufklärung über ihre geschichtliche Vergangenheit, über Gegenwart und Zukunftsmöglichkeiten der Ukraine ist diese Schrift vorzüglich geeignet.

Die Ukraine und der Krieg

Denkschrift des Bundes zur Befreiung der Ukraine

Mit einer Karte der Ukraine. Preis 50 Pf.

Die deutschen Balten. Zu Hilf und Ehren eines bedrohten Bruderstammes. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. E. von Bergmann, Dr. Arend Buchholz, Prof. Dr. Adolf Sjarnack, C. Mettig, Th. Sj. Pantenius, Prof. Dr. Th. Schiemann, Prof. Dr. Leop. von Schroeder, Dr. Aug. Seraphim, M. von Sivers-Römershof, Ernst von Wildenbruch herausgegeben von A. Geiser. 32 Seiten in 4^o-Format mit 29 Abbildungen und 31erleisten.

Volksausgabe geh. M. 1.—; Prachtausgabe gebd. M. 4.—.

Baltische Heimat-, Trutz- und Trostlieder.

Von Leopold von Schröder, 80 S. 8^o. Preis geh. M. 1.—, geb. 2.—.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26.

Was wird durch den Krieg Wirklichkeit?

Berlin=Bagdad

Neue Ziele mitteleuropäischer Politik

von Dr. K. von Winterstetten.

14.—15. Auflage. Preis: M. 1.—

Was der weitschauende Verfasser vorausgesagt, was er angestrebt, heute beginnt es Wahrheit zu werden. Der Zusammenschluß der Welt gegen Deutschland-Oesterreich ist Wirklichkeit geworden, aber auch das Bündnis mit der Türkei und Bulgarien wurde Tatsache. Das Buch, das seit einem Jahre das Interesse weitester Kreise auf sich zog, heute zeigt es

das Ergebnis, das der Weltkrieg bringen muß!

Deutsche Politik

von Ernst Hasse und F. Hähnch.

Das in drei Bänden erscheinende Werk ist von Professor Dr. Ernst Hasse begonnen worden und wird nach dessen Tod von Dr. F. Hähnch weitergeführt. Erschienen sind Band I: Heft 1—4 und Band II: Heft 1. Von der Fortsetzung sollen nach dem Kriege jährlich 2—3 Hefte zur Ausgabe gelangen. Jedes Heft bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. Es ist eine Freude, festzustellen, wie die schon vor langen Jahren ausgesprochenen Gedanken Häßses sich jetzt zu verwirklichen beginnen. Das Lesen des Werkes ist gerade in diesen Zeiten ein Gewinn für jeden.

Inhaltsangabe:

Erster Band: Heimatpolitik.

1. Heft: Das Deutsche Reich als Nationalstaat. 146 Seiten gr. 8°. Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—
2. " Die Besiedelung des deutschen Volksbodens. 156 Seiten gr. 8°. Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—
3. " Deutsche Grenzpolitik. 182 Seiten gr. 8°. Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—
4. " Die Zukunft des deutschen Volkstums. 190 Seiten gr. 8°. Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—
Preis in einem Band gebunden Mk. 14.—

Zweiter Band: Weltpolitik.

- 1 Heft: Weltpolitik, Imperialismus und Kolonialpolitik. 71 Seiten gr. 8°. Preis geheftet Mk. 1.50, gebunden M. 2.50

Dritter Band: Kolonialpolitik.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26.

Est.

A-2429

32706

Unentbehrlich zur Verfolgung des See- und Lu

Taschenbuch der Kriegsflotten. XVI. Jahrg. 1915. Mit
amtl. Quellen. Herausgegeben von Kap.-Leut. B. Weyer. Mit 1054 Schiffs-
bildern, Skizzen, Schattenrissen und 2 farb. Tafeln. Preis geb. Mk. 5.—

Sonderausgabe: Die deutsche und österreichische Kriegsflotte. Preis Mk. 1.—

Nachtrag zum Jahrg. 1915, enthaltend die Berichtigungen und Ergänzungen seit Mai 1915 und die feindlichen Kriegsschiffsverluste seit Kriegsbeginn. Mit 91 Abbildungen. Preis Mk. 1.—

Taschenbuch der Luftflotten. II. Jahrg. 1915. Unter besonderer Berücksichtigung der Kriegs-Luftflotten. Mit teilweiser Benützung amtlicher Quellen. Herausgegeben von F. Rasch und W. Hornel. Mit 450 Bildern, Skizzen, Schattenrissen und 2 farbigen Tafeln. Preis gebunden Mk. 4.—

Die Kriegs=Luftschiffe und Kriegs=Flugzeuge

der kriegführenden Staaten. 32 Bildseiten, zum Auseinanderschlagen eingerichtet. Handliches Format. Praktisch und übersichtlich. In steifem Umschlag. Preis Mk. 1.20

Herausgegeben von der Münchener Ostpreußen-Hilfe

Der Krieg 1914/16 in Postkarten

Planmäßige Gesamtdarstellung des ganzen Krieges, seiner Führer, des Heerwesens sowie aller Kriegsschauplätze in Naturaufnahmen und nach Künstleroriginalen.

Jede Reihe von 10 Karten kostet Mk. 1.—

Erschienen sind: Reihe 1: Peronne. — Reihe 2: Peronne und Umgebung. — Reihe 3: Gefechtsbilder nach Originalen von Professor Anton Hoffmann, München. — Reihe 4: Deutsche Heerführer (1. Gruppe) nach Originalen von Karl Bauer, München. — Reihe 5: Douai und Umgebung. — Reihe 6: Caen und Umgebung. — Reihe 7: St. Quentin. — Reihe 8: St. Quentin und Umgebung. — Reihe 9: Deutsche Geschütze. — Reihe 10: Leben im Schützengraben. — Reihe 11: Soldatenleben im Felde. — Reihe 12: Im Schützengraben und Unterstand. — Reihe 13: Luftschiffe und Flugzeuge von Professor Zeno Diemer, München. — Reihe 14: Ostpreußen (1. Gruppe). — Reihe 15: Ostpreußen (2. Gruppe). — Reihe 17: Österr.-Italien. Kampfgebiet. — Reihe 18: Deutsche Heerführer (2. Gruppe). Reihe 19: Dinant und Namen (Namur). — Reihe 20/21: Elsaß (1. und 2. Gruppe). — Reihe 22: Soldatentod. — Reihe 23: Gesundheitspflege. — Reihe 24: Krankenpflege. — Reihe 25: Flugwesen. — Reihe 26: Brücke. — Reihe 27: Deutsche Heerführer (3. Gruppe). — Reihe 28: Przemysl. — Reihe 29: Ostpreußen (3. Gruppe). — Reihe 30: Suwalki und Umgebung. — Reihe 31: Ypern und Umgebung. — Reihe 32: Elsaß: Lothringen (3. Gruppe). — Reihe 33: Cambrai u. Bapaume. Reihe 34: Deutsche und verbündete Fürsten. — Reihe 35: Ruffel (Lille). — Reihe 36: Artrecht (Arras) und Umgebung. — Reihe 37/38: Deutsche Heerführer, 4. und 5. Gruppe.

Sämtliche Karten sind in feinstem Kupferstichdruck hergestellt.

Die Sammlung wird stetig fortgesetzt.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Str. 26.